

Wissen

Konrad J. Kuhn

Als sich der damals 34-jährige Volkskundler und Sozialwissenschaftler Rudolf Braun im Jahre 1964 aufmachte, sein großes Forschungsprojekt zur Lebenswelt von italienischen Arbeiter*innen in der Schweiz zu starten, befand sich das erst 1946 und damit spät universitär etablierte Fach Volkskunde in der Schweiz in einer Krise: Früh hatten sich hier Unsicherheiten über die Ziele der Disziplin gezeigt, rasch waren die sich verändernden gesellschaftspolitischen Anforderungen erkannt und unglücklicherweise war mit Richard Weiss auch noch der damals einzige Fachvertreter kurz zuvor tödlich verunfallt. In der heute als pionierhaft geltenden kulturwissenschaftlichen Untersuchung zur Migrationsforschung von Braun ging es darum, Wissen über das Leben jener mehrheitlich italienischen Menschen zu erheben, zu sammeln und wissenschaftlich zu analysieren, die nach dem Zweiten Weltkrieg als Arbeitskräfte vor allem in der Bauindustrie, im Tourismus und im Gastgewerbe arbeiteten. Ziel dieses so produzierten Wissens war es, von der Gesellschaft der Nachkriegsschweiz als Probleme wahrgenommene *Akkulturationsfragen* (so die damalige Bezeichnung) zu klären und so den politischen Amtsstellen dabei zu helfen, steuernd und moderierend einzugreifen. Hintergrund dieser Nachfrage nach Wissen war eine Logik der *Überfremdungsangst*, die seit den 1920er Jahren die Debatte in der Schweiz fremdenfeindlich grundierte und sich in verschiedenen Kontexten artikulierte. Ausdruck davon waren die damaligen Initiativen „gegen die Überfremdung“, die als direktdemokratische Instrumente die Verfassung dahingehend verändern wollten, als sie den Anteil der ausländischen Wohnbevölkerung in der Schweiz radikal zu reduzieren beabsichtigten und begleitet waren von massiven innenpolitischen Verwerfungen. Diese xenophobe Situation wurde gegen Ende der 1950er Jahre befeuert von Befürchtungen vor einem baldigen Abschwung der prosperierenden Wirtschaftskonjunktur in der kriegsverschonten Schweiz. In dieser Situation kam der Volkskunde als wissenschaftlicher Disziplin eine wichtige Rolle zu: Ihr Wissen wurde nachgefragt, ihr wurde Kompetenz und Relevanz zugeschrieben und ihre Erkenntnisinteressen und Methoden wandelten sich durch diese neuen Nachfragen und Zuschreibungen. Dies zeigte sich in der Anregung und der finanziellen Förderung der Studie durch das Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit und später durch den Schweizerischen Nationalfonds. Der sich damals reformierenden Volkskunde und dem von ihr produzierten kulturwissenschaftlichen Wissen wurde also eine erklärende, deutende, aber auch eine machtdurchzogen steuernde Funktion zugeschrieben, auch wenn sich zeigen sollte, dass das Wissen letztendlich nicht in der ursprünglich erhofften Weise dazu dienen würde,

den politischen Entscheidungsprozess zu beeinflussen. Dabei lässt sich eine Beobachtung festhalten, die grundlegend ist für eine wissensanthropologische Perspektive: Wissen ist nie neutral, es ist immer geprägt von den Kontexten und Zeitumständen, es ist also in einer spezifischen Zeit und an einem spezifischen Ort situiert. Diese kulturelle Bedingtheit jedes Wissens lässt sich auch am im Rahmen der Studie erhobenen kulturwissenschaftlichen Wissen über Migration zeigen: Auch wenn die damaligen Akteure ihre Forschungen mit einem explizit emanzipatorischen und aufklärerischen Anspruch unternahmen und sich für die Besserstellung der Migrant*innen und ihrer Arbeits- und Lebenswelt einsetzten, so ist die Studie doch von kulturalistischen und differenzideologischen Denkmodellen durchzogen, die zwei sich gegenüberstehende Kulturen¹ voraussetzten und entsprechend ethnografisch untersuchten. Damit blieben sie in ihren erkenntnistheoretischen und damit auch in ihren methodischen Überlegungen den damaligen politischen, wissenschaftlichen und theoretischen Positionen verhaftet, die ein differenztheoretisches Container-Modell von Kultur vertraten. Es sind genau solche Gleichzeitigkeiten von kollektiven Denkstilen und deren hohe Wirksamkeit in konkreten Prozessen der Wissenskonstruktion, die erst eine kulturwissenschaftliche Perspektive auf Wissen fokussieren kann.

Entwurf des Tableaus



In diesem Einstieg entwerfe ich den ethnografischen Ort meines Beitrags, indem ich die Akteure, den Kontext und die Methoden und Ziele der damaligen Studie anspreche. Diese Studie dient mir als Fallbeispiel für meine Ausführungen zur kulturanalytischen Perspektive auf Wissen. Damit biete ich ein Tableau, auf das ich dann später im Text immer wieder Bezug nehmen kann. Zugleich bereite ich die analytischen Blickrichtungen vor, indem ich Fragen stelle und bereits erste theoretische Perspektiven anspreche, die später dann vertieft und am Quellenmaterial empirisch nachvollziehbar dargelegt werden.

Im Folgenden geht es also um das Wissen der damaligen Volkskunde. Ein Wissen, das ganz spezifisch situiert ist, das also einen Ort und eine Funktion hat. Wissen ist stets verbunden mit Kontexten, es ist mithin sozial, indem es in Kollektiven konstruiert, ausgehandelt und kommuniziert wird. Auch wenn Wissenschaft als eine ganz spezifische,

¹ Es existieren verschiedene Kulturmodelle, dieses hier kann als ‚totalitätsorientiertes‘ und ‚holistisches‘ bezeichnet werden, indem es davon ausgeht, dass jede Gemeinschaft ‚ihre‘ Kultur hat. Entsprechend wird von ausdifferenzierten und abgeschlossen konzipierten ‚Kulturen‘ gesprochen, die zwar durchaus divers, aber eben auch deutlich unterschiedlich gedacht werden (vgl. dazu u. a. Reckwitz 2004, vgl. zum Kulturbegriff auch den Beitrag von Sarah May in diesem Band).

organisierte Form des sozial geschaffenen Wissens verstanden werden kann, ist dies aber keineswegs der einzige Ort, an dem Wissen entsteht, als Institution ist sie allerdings mit erheblicher Deutungsmacht bezüglich Wissen ausgestattet, auch wenn dieses Wissen nie unumstritten ist, wie sich beispielsweise beim Wissen über die zivile Nutzung der Atomenergie beobachten lässt. Wissen wird demnach hergestellt, konstruiert, es ist eine Form der Praxis. Wissen ist also etwas von Menschen Gemachtes, ein Faktum eben. Wissen ist gegenwärtig sprichwörtlich überall, es wird heute als ‚Ressource‘, als ‚Rohstoff‘, als ‚Produktivkraft‘, als ‚Wettbewerbsfaktor‘ oder gar als ‚Schatz‘ wertgeschätzt und ist entsprechend oft zitiert in öffentlichen Kontexten von Wirtschaft, Politik und naheliegenderweise auch von Universitäten und wissenschaftlicher Forschung. Wissen ist damit ein Schlüsselbegriff der aktuellen Gesellschaft. Bei diesem vielfältigen Reden verschwimmt allerdings der Wissensbegriff selber zunehmend, er bleibt häufig unbestimmt und oft auch diffus. Wie also kann eine kulturwissenschaftliche Perspektive sich mit Wissen befassen? Welcher Gewinn bringt ein kulturtheoretisch informierter Blick auf Wissen bei der Erforschung kulturwissenschaftlicher Felder? Wie kann ein erweiterter Wissensbegriff konkretisiert und im Sinne einer ‚Analyse-Brille‘ für die Empirische Kulturwissenschaft forschungspraktisch angewendet werden? Und wie lassen sich empirisch-kulturwissenschaftliche Formen von Wissen und Praktiken des Wissens selbst erforschen?

1. Wissen: Ein „Komplexbegriff“ unter Beobachtung

Nach allgemeinem Verständnis ist Wissen etwas, was herausgefunden wurde, worüber neue Erkenntnisse bestehen, was nun also wörtlich ‚gewusst‘ wird. Wissen kann sehr pauschal als etwas definiert werden, über das Menschen verfügen. So wird Bildung etwa als Häufung von Fakten- und Methodenwissen betrachtet. In der klassischen Erkenntnistheorie bildet Wissen schlicht die Wirklichkeit ab. Diese einfache Antwort hat sich allerdings mittlerweile erheblich erweitert: Aktuelle Konzepte fassen Gesellschaften als komplexe Gefüge, in denen Wissen soziale Räume, Ordnungen und Machtverhältnisse strukturiert und zwar auch ganz praktisch im Alltag. Dieses ‚Alltagswissen‘ ist dabei nie stabil, sondern integriert beständig neue soziale Erfahrungen und verdichtet diese. Zudem werden über den Zugang zu Wissen, beispielsweise in städtischen Räumen, Möglichkeiten von Partizipation oder sozialer Zugehörigkeit ausgehandelt (vgl. Kaschuba 2015: 18–19). Das dabei angesprochene alltägliche Wissen formiert demnach unsere Wahrnehmungen und unsere Erfahrungen, indem wir etwa städtische Codes (er-)kennen und damit auf ein orts- und raumbundenes Wissen zurückgreifen, das alltäglich angeeignet ist, das aber auf ein komplexes Geflecht von Geschichte, Raum und Lokalität zurückgreift. Mit einem solchen Verständnis wird auch die in der Umgangssprache oft vorfindliche Unterscheidung von ‚wissenschaftlichem Wissen‘ und ‚anderem Wissen‘ analytisch unklar. Gerade eine kulturwissenschaftliche Perspektive interessiert sich nämlich genau auch für ein hierarchisch untergeordnetes ‚Laienwissen‘, für das die Praxis betonende ‚Erfahrungswissen‘ oder ‚tacit knowledge‘, für den ‚Wissensvorrat des

lebensweltlichen Denkens“ (Schütz/Luckmann 1975: 28) und für das „implizite Wissen“ (Polanyi 1985) oder gar für ein ‚Gegenwissen‘, das sich direkt gegen das Wissen der Wissenschaft wendet und dieses herausfordert. Letztlich sind es auch solche Kontrastbehauptungen zwischen ‚wissenschaftlichem Wissen‘ und ‚anderem Wissen‘, die selber zum Thema einer reflexiven Wissensforschung gemacht werden. Ein aktueller Wissensbegriff geht also nicht (länger) davon aus, dass Wissen Wirklichkeit abbildet. Wissen wird vielmehr zu einem „Komplexbegriff“, wie ihn der Philosoph Niels Gottschalk-Mazouz (2007) bezeichnet hat. Demnach repräsentiert Wissen nicht nur, vielmehr ist Wissen selbst „performativ, schafft Wirklichkeit, eröffnet Handlungsfelder, definiert Vorgaben guter Praxis und richtiger Lebensführung“, wie es der Wissenssoziologe Hermann Kocyba (2004: 304) auf den Punkt gebracht hat. Wissen erzeugt demnach also Wirklichkeit. Dies zeigt sich gleichsam exemplarisch bei zwei der größten Krisen der Gegenwart: bei der Klimakrise und bei der Covid-19-Pandemie. Beides bleibt, ungeachtet der Bedrohung und der konkreten Gefahr, in der alltäglichen Erfahrung weitgehend abstrakt, sowohl das Klima wie auch ein Virus sind unsichtbar und können nur vermittelt und repräsentiert wahrgenommen werden. Es ist also erst das Wissen um die Existenz eines gefährlichen Virus oder das Wissen über die menschengemachten Veränderungen des Klimas, die Handlungen auslösen, die also etwa zu einem Lockdown ganzer Länder führen oder zu politischen Beschlüssen für einen Umbau hin zu einer nachhaltigen Wirtschaft.

Aktualitätsbezüge herstellen



Nicht nur, aber gerade auch beim kulturwissenschaftlichen Argumentieren am und mit historischem Material hilft es, bei der Analyse Gegenwartsbezüge herzustellen. Diese dürfen keine platten (und damit unzutreffenden) Analogien sein, weil die Vergangenheit nie gleich wie die Gegenwart ist. Aber eine vergleichende Perspektive kann hilfreich sein, um die kulturwissenschaftliche Analysearbeit zu schärfen. Bezüge zwischen Aktualität und Vergangenheit helfen zudem dabei, die grundsätzliche Gewordenheit der Gegenwart zu erkennen (die sogenannte Historizität). Empirische Kulturwissenschaft wird damit sichtbar als eine historisch argumentierende Gegenwartswissenschaft.

Es sind wiederum erst diese Wirklichkeit gewordenen Handlungen, die abstraktes Wissen konkret werden lassen. Mit einem solchen, im weitesten Sinn konstruktivistisch erweiterten Blick auf Wissen kommen auch Wissensordnungen in den Blick – Strukturen also, in denen Wissen in externe Funktionszusammenhänge eingebunden ist, indem es etwa der gesellschaftlichen Legitimation von Politik dient. Der Wissenschaftshistoriker Mitchell G. Ash hat gezeigt, wie Wissenschaft und Politik wechselseitig Ressourcen bereitstellen, wie also wissenschaftliche und politische Ziele seit dem 20. Jahrhundert immer stärker miteinander verwoben sind (u. a. Ash 2000, 2002, 2010). Wissen wird da-

mit sichtbar als machtdurchzogen, als umkämpft und hierarchisiert, als verbunden mit Status und Relevanz, aber auch mit Geld, also mit im weitesten Sinne gesellschaftlichen Ressourcen. Damit bekommt Wissen gerade für eine alltagsnahe Wissenschaft wie die Empirische Kulturwissenschaft, die die konkreten Lebenswelten der Vielen untersucht, einen spezifischen Status: Die Empirische Kulturwissenschaft untersucht menschliches Wissen, etwa in der Form von Sinndeutungen, Weltanschauungen, Perspektiven, Erzählungen und Handlungslogiken. Und die Disziplin konstruiert damit kulturwissenschaftliches Wissen, das wiederum gesellschaftlich wirkt und anschlussfähig wird. Die grundsätzliche Erkenntnis über diese – für alle kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen wohl in besonderem Maße geltende – Verflochtenheit von verschiedenen Wissensarten und die Einsicht in die Kontext- und Zeitverhaftung von Wissen hat in der Empirischen Kulturwissenschaft zu einem hohen Status der Fach- und Wissenschaftsgeschichte geführt. Diese gehört als reflexive Selbstbefragung zum aktuellen Selbstverständnis, sie liegt darüber hinaus auch begründet in einer hohen Verantwortung, die in einer spezifischen Indienststellung der Volkskunde als ihrer Vorgängerdiziplin in der Zeit des Nationalsozialismus gründet. Dieser Fokus auf die Geschichte des eigenen Wissens zeichnet sich durch eine bemerkenswerte Konstanz aus von über die Jahre und Jahrzehnte erscheinenden Publikationen wie durch eine hohe Stabilität des entsprechenden Forschungsinteresses. Die kritische und retrospektive Thematisierung der Wissenschaftspraxis der eigenen Vorgänger*innen in der Vergangenheit unterliegt dabei terminbedingten Konjunkturen, erlebt aber auch frageseitige Neuausrichtungen. So ist etwa der seit den 1980er Jahren lange dominierende Fokus auf die „völkische Volkskunde“ während des Nationalsozialismus (Jacobeit/Lixfeld/Bockhorn 1994) seit einigen Jahren abgelöst durch ein neues Interesse für im weitesten Sinne wissensanthropologische Fragestellungen. Angesichts der Präsenz von wissenschaftshistorischen Themen in Einführungswerken und Lehrveranstaltungen könnte der Eindruck entstehen, die Thematik der eigenen Disziplinen-Geschichte sei gut bekannt, gar überforscht und werde als gemeinsam geteilte Erzählungen stabilisiert, beständig weitergetragen und verfestigt. Im Licht der oben erwähnten neuen wissensanthropologischen Perspektiven erweisen sich allerdings viele dieser bisherigen Narrative als vorläufig und brüchig. Und vor allem rufen sie weiterführende Fragen hervor, etwa Fragen nach den Bedingungen der sozialen Konstruktion, der Produktion und der Zirkulation anthropologisch-kulturwissenschaftlichen Wissens. Damit wird auch für die Wissenschaftsgeschichte der Empirischen Kulturwissenschaft deutlich, dass Wissen nicht irgendwo vorhanden ist und dann ‚gefunden‘ oder ‚gesammelt‘ wird, sondern dass Wissen vielmehr in einem aufwändigen und voraussetzungsreichen Prozess hergestellt und stabilisiert wird und danach in verschiedenen Kontexten zirkuliert. Wissen wird damit auch in der Wissenschaftsgeschichte nicht länger, wie es in früheren erkenntnistheoretischen und philosophischen Überlegungen noch oft der Fall war, entkontextualisiert diskutiert. Vielmehr wird Wissen nun gebunden an Orte und Zeiten gedacht, es wird demnach kontingent, offen und dynamisch verstanden. Der Fokus entsprechender (generell gesprochen) wissensanthropologisch theoretisierter Arbeiten liegt also auf Fragen nach den konkreten Situationen der Wissenskonstruktion und -produktion, mithin nach der Zirkulation

von Wissen. Gefragt wird danach, wie, wo und von wem spezifisches Wissen hergestellt, geschaffen, rezipiert, übersetzt, eventuell umgewandelt und in welchen Kontexten angewendet wurde und wird.

Nachfolgend sollen diese grundlegenden Verschiebungen in den theoretischen Verständnissen und den Konzeptionen von Wissen beschrieben und das analytische Potenzial dieser kulturtheoretischen Zugänge zu Wissen dann an einem empirischen Beispiel nachvollzogen werden. Am Wissen um Migration in den 1960er Jahren lassen sich die sich wandelnden Funktionen von Wissen und die enge Verschränkung der Produktion von Wissen und seiner Kontexte mit den Funktionen dieses Wissens gut zeigen. Aber natürlich käme prinzipiell eine Vielzahl von empirischen Fällen infrage, in denen Wissen in gesellschaftlichen Zusammenhängen diskutiert wird. So wäre die kulturwissenschaftliche Frage nach Wissen auch in gegenwartsbezogenen Beispielen, etwa dem Wissen um den Klimawandel oder zur Covid-19-Pandemie, fruchtbar.

Das hier diskutierte Beispiel ist ein kulturräumliches Forschungs- und Wissenschaftsprojekt, das in der Schweiz der 1960er Jahre durchgeführt wurde und sich in der Disziplin Volkskunde verortete, sich dann aber bald methodisch und erkenntnistheoretisch ausweitete. So werden am Beispiel der ethnografischen Studie zu den „sozio-kulturellen Problemen der Eingliederung italienischer Arbeitskräfte in der Schweiz“ (so der Untertitel der Studie) die empirischen Wissenskonstruktionen, die epistemologischen Verschiebungen und die konkreten Forschungspraktiken nachvollziehbar, die so erst eine wissensanthropologische Perspektive fokussieren kann. Der Beitrag nimmt sich also zum Ziel, die berühmte Formel des Wissenssoziologen und Philosophen Bruno Latour umzusetzen, nachdem es Ziel sei, „to follow scientists [...] through society“, um so „science in action“ zu rekonstruieren (Latour 1987). Im Folgenden gehen wir also den Spuren der Wissenschaftler*innen nach, die sich durch die Gesellschaft bewegen, während sie dabei aber stets Teil dieser Gesellschaft sind. Wissen kommt damit immer sowohl in seinen erkenntnistheoretischen wie in seinen sozialen Dimensionen in den Blick.

2. Theoretisches Konzept: Wissen

Die Versuche, zu definieren, was Wissen eigentlich ist, füllen Bibliotheken. So beschäftigen sich (mindestens) die Philosophie, die Wissenschaftstheorie und die Soziologie ganz zentral mit dem Wissensbegriff, wobei natürlich eigentlich alle überhaupt existierenden wissenschaftlichen Disziplinen in ihrem Verständnis Wissen herstellen. Viele dieser theoretischen und konzeptuellen Zugänge zu Wissen als Begriff und Gegenstand erweisen sich in einer kulturwissenschaftlichen Perspektive als zu eng, als zu abstrakt und als zu wenig empirisch gesättigt, ja zu lebensfern. Weiterführender sind da schon eher Zugänge zu einem „Komplexbegriff“ des Wissens, der anstelle von starren Definitionen ein offenes Verständnis einbringt und Merkmale von Wissen definiert, die für die konkreten empirischen Forschungen anwendbar sind. Der Philosoph Niels Gottschalk-Mazouz etwa hat solche Merkmale identifiziert: Wissen habe stets einen „praktischen

Bezug“, es trete „personalisiert oder nicht-personalisiert (repräsentiert)“ auf, verfüge über eine „normative Struktur“ und sei „intern vernetzt“, setze anderes Wissen voraus, sei „dynamisch“ und durch Institutionen „formiert und in ihnen verkörpert“ (Gottschalk-Mazouz 2007: 26–32). Mit einem solchen Verständnis kommen nicht nur soziale Dimensionen in den Blick, es werden zugleich auch konkrete Ansatzpunkte für eine empirisch ausgerichtete Wissensforschung denkbar, die sich mit Praktiken, mit Orten und Personen, mit Institutionen und Materialitäten, mit Macht und Kontexten, aber auch mit Beziehungen im Sinne von Relationen befassen könnte.

Grundsätzlich leitend für einen solchen Zugriff ist dabei ein Konzept von Wissensanthropologie, das als eine grundlegende anthropologische Perspektive und ein empirisch fundiertes Interesse für Wissen und deren Bezüge zu menschlichem Handeln, Denken und Fühlen verstanden werden kann. Wissensanthropologische Forschungen können dabei sowohl gegenwartsethnografisch fokussiert werden, wie sie im Sinne einer historischen Wissensforschung auch auf die Vergangenheit gerichtet fragen können. Wissenshistorisch bezeichnet demnach eine eigenständige disziplinäre Perspektive im Rahmen der Geschichtswissenschaften, in der sich die Wissenschaftsgeschichte seit einigen Jahren mit einem offeneren Fokus als Wissensgeschichte versteht und damit von einem während vielen Jahren dominierenden engen Fokus auf Personen und Institutionen abrückt (vgl. Sarasin 2011; Vogel 2004; Speich Chassé/Gugerli 2012; Brandt 2017). Die Wissenssoziologie wiederum ist ein ausdifferenziertes und traditionsreiches Teilgebiet der Soziologie und befasst sich mit Wissen innerhalb von Gruppen und der Gesellschaft, mit den Beziehungen zwischen Wissen und Gesellschaft und denen zwischen Denken und sozialer Realität (vgl. etwa Weingart 2005; Knoblauch 2014, 2019). Wissen wird hier ganz allgemein verstanden als Ergebnis der Herstellung von Ordnung in der Welt. Sowohl zur Wissensgeschichte wie zur Wissenssoziologie haben wissensanthropologische Forschungen also Berührungspunkte, wobei „wissensanthropologisch“ als Bezeichnung für die analytische Perspektive eine interdisziplinäre Verwendung finden kann.

Stets kommt dem historischen Blick zurück eine wichtige Rolle zu, der Perspektive einer historischen Wissensforschung also, die danach fragt, mittels welcher Prozesse Wissen hergestellt wurde und welche Effekte dies hat. Wissenssoziologische Zugriffe wurden nämlich dafür kritisiert, dass sie die internen Prozesse in einer Disziplin zu wenig berücksichtigen würden, weil sie sich zu stark auf die Kontexte des abstrakten Wissens beschränken würden. So würden die Institutionen und die konkreten Situationen im Sinne von Zeiten und Orten, aber auch die Personen, die mit dem Wissen verbunden sind, leicht übersehen. Die vom Wissenschaftshistoriker Peter Burke vorgeschlagenen drei Dimensionen des Wissens haben sich demgegenüber als gewinnbringend für eine generelle kulturwissenschaftliche Beschäftigung mit Wissen erwiesen: Er fokussiert „geographies of knowledge, chronologies of knowledge, sociologies of knowledge“ (Burke 2014a, vgl. auch 2014b). Mit diesen drei Differenzierungen kommen mögliche empirische Felder in den Blick, also die räumliche Verteilung von Wissen, die Zeitlichkeit, oder genauer: die Historizität von Wissen und die soziale Dynamik und damit die kollektive Bedingtheit von Wissen. Im Zuge eines solchen konstruktivistischen Interesses für Wissen haben verschiedene philosophische und wissenssoziologische Theoreti-

ker*innen und ihre Konzepte eine neue Aufmerksamkeit erhalten und sie sind seither zu vielzitierten Klassiker*innen in wissensanthropologischen Werken geworden. Wichtig ist hier Ludwik Fleck, der mit seinem Buch „Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache“ als einer der ersten auf die soziale Situiertheit von Wissen hingewiesen hat und dafür den wichtigen Begriff der „Denkstile“ eingeführt hat (Fleck 1935, 1983). Auch Thomas Kuhns Arbeit „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“ und sein seither vieldiskutiertes Konzept des Paradigmenwechsels in den Wissenschaften knüpft hier an, indem es wissenschaftliche Disziplinen als kollektive Erkenntnisgemeinschaften verstehen hilft (Kuhn 1962). Kuhn hat damit die Beobachtung grundlegender Verschiebungen wissenschaftlicher Konzepte und Fragestellungen analytisch als kontingenten, d. h. nicht inhaltlich zwangsläufigen, sondern von Zufällen getriebenen Prozess beschrieben, wobei er gedanklich die vor allem in den Naturwissenschaften dominierende Idee von ‚besseren Theorien‘ verabschiedet hat und stattdessen zeigt, wie wissenschaftliche Ergebnisse stets auf gesellschaftlichen Ideen und Wertvorstellungen beruhen, die in Theorien, Methoden und Fragestellungen wirksam werden. Mit Michel Foucaults Arbeiten zu einer „Archäologie des Wissens“ schließlich wurde der Fokus auf den Zusammenhang von Wissen und Macht gelegt (Foucault 1973, 1974), der zugleich auch die Frage nach jenen vorgängigen Bedingungen stellt, die die Produktion von Wissen in abgegrenzten Kontexten überhaupt erst ermöglichen.

Seit den 1970er Jahren wird diesen programmatischen Überlegungen auch in empirischen Forschungen nachgegangen. Es sind dabei vor allem die Arbeiten von Bruno Latour, Karin Knorr-Cetina und Hansjörg Rheinberger, die Wissenschaft als Praxisform in sogenannten Laborstudien untersucht haben (u. a. Latour/Woolgar 1986; Latour 1987; Knorr-Cetina 1981, 2002; Rheinberger 2001). So hat Bruno Latour mit einem Fokus auf die verschiedenen Praktiken und die im Labor versammelten Gegenstände und Lebewesen detailliert gezeigt, wie bei der ‚Entdeckung‘ des für die Lebensmittelsicherheit seither zentralen Verfahrens der Haltbarmachung durch den französischen Chemiker Louis Pasteur eine Vielzahl von Akteuren (neben Pasteur etwa auch die Mikroben im Milchsäureferment) und eine Reihe von Zufällen und Verknüpfungen überhaupt erst einen Kontext ermöglichten, in dem neues Wissen hergestellt werden konnte (Latour 2002; vgl. auch den Beitrag von Ina Dietzsch in diesem Band). In diesen Studien dominiert die Frage nach der Entstehung von Wissen und der Formierung von Wissenschaft innerhalb eines spezifischen Kontexts, was mit der Hinwendung zu einer praxeologischen Untersuchung von Wissenspraktiken verbunden ist (vgl. den Beitrag von Barbara Sieferle in diesem Band). Die Arbeiten können als eigentliche Wissensethnografien bezeichnet werden, bewegen sich die Forscher*innen doch in den von ihnen untersuchten Laboren der Physik, der Biologie und der Biochemie wie Feldforschende (Liburkina/Niewöhner 2017). Indem dabei also präzise danach gefragt wird, wie Wissen erzeugt wird, welche Praktiken in diesem Prozess Erkenntnis herstellen, wird „Wissenschaft im Prozess ihrer handelnden Erzeugung“ (Knoblauch 2014: 246) untersucht. Wissenspraktiken, die der Herstellung von „Wahrheit“ dienen, können damit als epistemisch bezeichnet werden, sie sind eigentliche „Erkenntnispraktiken“, etwa das Aufschreiben von Feldnotizen (vgl. Sanjek 1990), das Messen von Daten, das Repräsentieren mittels Sammlungs-Objekten,

das Transformieren von Daten in Statistiken, das Befragen von Interviewpartner*innen, das Kartieren von Funden und so weiter. Die praktischen Objekte, die dabei benutzt werden, können mit Rheinberger als „epistemische Dinge“ (Rheinberger 2001, vgl. auch 2017) verstanden werden, gemeint sind damit also sowohl Instrumente oder Geräte, aber auch Notizblöcke, Texte, Kameras oder Karteikästen. Ein solcher sich für das konkrete Tun interessierender Fokus auf Wissen und auf die mit ihm verbundenen Praktiken und Dinge ist erstens mikroanalytisch und geht zweitens davon aus, dass Wissen nicht existiert und gefunden wird, sondern dass dieses vielmehr in einer spezifischen Form und in einem bestimmten Kontext handelnd erzeugt wird. Diese letztlich konstruktivistische und praxeologische Sicht auf soziale Wirklichkeit begreift Wissen also über seine Sozialität und seine Konstruiertheit. Nachdem in diesen wissensanthropologischen Arbeiten lange ein Fokus auf die Prozesse im Rahmen von naturwissenschaftlichen Forschungen dominierte, etwa in den explizit so bezeichneten Science and Technology Studies (STS) (vgl. dazu Beck/Niewöhner/Sørensen 2012; Bauer/Heinemann/Lemke 2017), ist seit einigen Jahren nun ein neues und ausgeweitetes Interesse feststellbar, das auch andere Disziplinen wissensanthropologisch untersucht, gerade auch die Sozial- und Kulturwissenschaften. Damit kommt also die „Wissensproduktion“ in den Blick, wobei es meist um systematisches und stabilisiertes Wissen im Kontext von Wissenschaft (und damit in machtdurchzogener Abgrenzung zu Alltagswissen) geht. „Wissensproduktion“ wird dabei verstanden als „ein Prozess [...], der ein hybrides Ensemble aus Praktiken, Techniken und Artefakten umfasst und der in der Intention geschieht, möglichst nachprüfbar und weiter verarbeitbare Ergebnisse zu liefern“ (Göderle/Pfaffenthaler 2018: 159). Typische Orte der Erforschung solcher Prozesse der Wissensproduktion sind demnach nicht mehr nur Labore, Forscher*innen-Netzwerke oder Kliniken, sondern das Feld überhaupt in seinen vielfältigen Bedeutungen (Köchy 2017) oder auch die Bibliothek oder das Archiv (Friedrich/Zedelmaier 2017). Zudem wird zunehmend auch das Sammeln selbst als Wissenspraxis verstanden und etwa danach gefragt, wie Sammlungen selbst „neue Formen wissenschaftlichen Wissens“ hervorbringen (Heesen/Spary 2002: 12). Eine wissensanthropologische Perspektive fragt also stets danach, wie Wissen hergestellt wird, wie es organisiert wird, wie es geordnet ist, wie es Hierarchien herstellt, wie es um- und neugedeutet wird, wie es transportabel wird, in welchen Kontexten es eingesetzt wird, wie es aber etwa auch immobilisiert, also abgestellt wird – etwa wenn es wie die unzähligen Antworten des kulturwissenschaftlichen Großprojekts „Atlas der deutschen Volkskunde“ aus den 1930er Jahren heute in Zettelkästen darauf wartet, einer allfälligen neuen Verwendung zugeführt zu werden (vgl. dazu Simon 2005; Schmoll 2009).

Wissen wird damit untersuchbar nach den Inhalten, nach den Modi der Herstellung (Wissenspraktiken), nach den verschiedenen Repräsentationsformen in verschiedenen Medien (Wissensformate) und nach der Verteilung von Wissen bezüglich sozialer Gruppen (Wissen und Macht). Als Wissen wird dabei all das verstanden, was Menschen jeweils nutzen, um die Welt zu verstehen, sich anzueignen und in ihr zu handeln (vgl. Barth 2002: 1). Zwar ist ein solches Verständnis von Wissen sehr offen, was anschließt an die in den vergangenen Jahren vorgenommenen Erweiterungen des Wissensbegriffs, zugleich aber wird auch deutlich, dass das Konzept auf Praktiken fokussiert. Für eine

kulturwissenschaftlich-anthropologische Beschäftigung sind zusammenfassend also drei Perspektiven prägend: Erstens ein neues Interesse für Wissen, verbunden mit einer praxeologisch inspirierten Verschiebung weg vom Fokus auf Wissen als Produkt hin zum neuen Fokus auf Wissen als Praxis. Damit kommen zweitens die relationalen und performativen Dimensionen von Wissen in den Blick (vgl. dazu Beck 2009). Mit einem solchen anthropologischen Wissensbegriff wird „die Entstehung, Performanz und Transformation von Wissen im Handlungsvollzug [...] zum Untersuchungsgegenstand gemacht“ und dabei die „Einbettung von Wissenspraktiken in materielle und soziale Kontexte [...] als entscheidend angesehen“ (Beck 2010: 21). Und drittens versteht sich eine anthropologische Wissensforschung, gerade wenn sie als historische Wissensforschung ausgerichtet ist, als eine eigentliche Wissensarchäologie, die auch Wissenschaft selbst als „eine Form des sozial geschaffenen Wissens betrachtet“ (Knoblauch 2014: 246).

Kulturtheorien diskutieren und Bilanz ziehen

Wenn Sie Theorien in Ihren eigenen Arbeiten nutzen, dann ist es zentral, diese nicht nur anzuführen und zu zitieren, sondern aus diesen Arbeiten die für Ihr Thema und für Ihr empirisches Material wichtigen Perspektiven und Argumente zu paraphrasieren und zu diskutieren. Dazu wählen Sie gewisse Aspekte aus, treffen also eine Auswahl jener Punkte, die Ihnen für die Analyse zentral wichtig sind. Dabei kommt es darauf an, die erwähnten Arbeiten und auch die Autor*innen zu kontextualisieren bezüglich derer jeweiligen Forschungsarbeiten und auch kurz innerhalb ihrer Zeit. So ist es oft sinnvoll, chronologisch vorzugehen, zentral ist aber, die Argumente nachvollziehbar zu gliedern. Dabei helfen ordnende Satzungen, etwa Markierungen, die Aufzählungen im Text sichtbar machen, und vor allem bilanzierende Abschnitte, in denen Sie die für den weiteren Text zentralen Punkte in Ihren Worten zusammenfassen und damit Leser*innenführung und Nachvollziehbarkeit ermöglichen.

3. Wissensanthropologische Arbeiten in der Empirischen Kulturwissenschaft

In der empirisch-kulturwissenschaftlichen Forschung zu Wissen lassen sich aktuell zwei Zugänge identifizieren, die miteinander verknüpft sind, sich zugleich aber als unterschiedliche wissensanthropologische Forschungsperspektiven etabliert haben: Zum einen sind das im weitesten Sinne anthropologisch-ethnografisch ausgerichtete Forschungen zur Konstruktion von Wissen im Feld der verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen, etwa der Medizin und Life Sciences oder der technisch-mathematischen

Wissenschaften. Zum anderen sind es reflexive Perspektiven auf die Fach- und Disziplingeschichte der eigenen kulturwissenschaftlichen Forschungstradition.

Im Folgenden sollen einige wichtige Arbeiten der letzten Jahre vorgestellt werden, wobei es angesichts der zahlreichen Publikationen keineswegs darum gehen kann, so etwas wie Vollständigkeit auch nur anzustreben. Vielmehr ist das Ziel, an einigen Beispielen zu zeigen, welche Perspektiven leitend sind und wie mit dem Fokus auf „Wissen“ in aktuellen Arbeiten argumentiert wird. So hat medizinisches Wissen, oder präziser: die „Kultur der Wissensarbeit“ im medizinischen Bereich, seit einigen Jahren kulturwissenschaftliche Aufmerksamkeit erfahren seitens der Berliner Europäischen Ethnologie und einer dort sich lokalisierenden „empirischen Wissenschaftsforschung“ (u. a. Beck 2000; Niewöhner/Kehl/Beck 2008). Der feldforschende Fokus gilt hier der konkreten Praxis des Wissens, dem Zeitpunkt und der Situation seiner Herstellung sowie den Verknüpfungen von Wissen und Arbeit, etwa im Kontext von organisierter medizinischer Wissenschaft. Ein spezifisches Interesse galt dabei den Formen der Speicherung, des Transfers von Wissen und der Funktion von Wissen in modernen Arbeitssituationen. Thematisch daran anknüpfend haben Gertraud Koch und Bernd Jürgen Warneken in ihrem Projekt „Arbeitswissen“ untersucht, wie Wissen stets in kulturelle Kontexte und soziale Arrangements eingebunden ist (Koch/Warneken 2012). Mittels empirischer Feldforschung in Laboren der Hochenergiephysik hat Anne Dippel kürzlich an unvorhersehbaren Störungen mikroanalytisch gezeigt, welche Rolle Zeitlichkeit und Materialität in der wissenschaftlichen Produktion von Erkenntnis in dynamischen und komplexen Netzwerken zukommt (Dippel 2019).

Ein zentral wichtiger Bezugspunkt für ein neues Interesse für volkscundliches Wissen wiederum zeichneten die im Rahmen des Forschungsverbunds über „Volkscundliches Wissen und gesellschaftlicher Wissenstransfer: zur Produktion kultureller Wissensformate im 20. Jahrhundert“ entstandenen Arbeiten aus (Kaschuba u. a. 2009; Dietzsch/Kaschuba/Scholze-Irrlitz 2009; Davidovic-Walther/Fenske/Keller-Drescher 2009; Welz/Davidovic-Walther/Weber 2011; Boie 2013; Bürkert 2015; Imeri 2019). Innovativ ist der hier entwickelte Blick auf die „öffentliche“ Wissenschaft, die auch nicht-akademische Foren und Praktiken der Herstellung volkscundlichen Wissens untersucht und damit wissensanthropologische Fragestellungen auf die Disziplin Volkscunde überträgt. Gefragt wird danach, wie volkscundliches Wissen entstanden ist, wie es sich verändert und wie es tradiert wird. Mit den Konzepten des „Wissensmilieus“, des „Wissensraums“, des „Wissensformats“ und der „Wissenspraktiken“ wie mit dem grundsätzlichen Verständnis von Wissen als konstruiert und ausgehandelt haben die Arbeiten wichtige Grundlagen gelegt, auch für zukünftige reflexive Studien zur „volkscundlichen Wissensproduktion“ (u. a. Schneider 2015) und der damit verbundenen „volkscundlichen Wissenskultur“. Es lohnt sich darum, an einem konkreten Beispiel genauer nachzuvollziehen, welche Fragen eine solche Wissensforschung stellt: So zeichnet das Interesse für Aushandlungsprozesse und Praktiken der Wissenskonstruktion die Arbeiten von Lioba Keller-Drescher zu den Sammlungen und Wissensbeständen der württembergischen Volkscunde-Institutionen aus (Keller-Drescher 2017, 2020). Sie fragt danach, wie sich außerhalb der Universität volkscundliches Wissen formiert und welche Geschichte und Funktion

diesen Wissensansammlungen zukommt. Im Fokus stehen also Wissen und seine Austauschbeziehungen, Bedingungen und Praktiken sowie neue Wissensmilieus. Indem sie etwa zeigt, dass die Sammlungen von Flurnamen schon bestanden, bevor die späteren Institutionen gegründet wurden, rückt sie vom das Fach lange dominierenden Interesse für die konkreten Sammlungs-Inhalte ab und fokussiert stattdessen die Materialitäten, die Verhandlungen und Praktiken, die Möglichkeiten und Gelegenheiten, die sich mit solchen Sammlungen verbanden und verbinden. Damit kommen neu die Funktionen des in Sammlungen versammelten Wissens in den Blick, die etwa zur Stabilisierung eines unsicher gewordenen Faches dienen können, indem sie symbolisches Kapital (universitär-akademisch, gesellschaftlich, politisch ...) darstellen oder aber im Rahmen von Konflikten (etwa zwischen Wissenschaft und Laienengagement) eingesetzt werden (Keller-Drescher 2013). So sind Einblicke in die konkreten Wissenspraktiken möglich, die etwa kollaborativ organisierte Forschungen, Aushandlungen (beispielsweise über die korrekte Schreibweise von Namen oder über die Zuteilung von Ressourcen) oder Systematisierungsversuche und damit verbundene Materialien (Karteien, Karten, Schränke) sichtbar werden lassen.

Dieses Interesse für die ganz konkreten Praktiken im Archiv, mit Papier oder Aufnahmegerät, im Feld und am Schreibtisch soll im Folgenden am eingangs angesprochenen empirischen Beispiel, dem volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Forschungsprojekt zur schweizerischen Migrationsgesellschaft der 1960er Jahre, nachvollziehbar gemacht werden. Dabei wird sichtbar, wie eine wissenanthropologische Kulturanalyse vorgeht, welche Fragen sie stellt und zu welchen Ergebnissen sie kommt, wenn sie in diesem Fall eine historische Wissensforschung betreibt. Die dabei genuin selbstreflexive Ebene, die die eigene Disziplin betrifft, ist durchaus bewusst und gewollt. Oder anders gesagt: Wenn danach gefragt wird, wie kulturwissenschaftliches Wissen historisch, also in der Vergangenheit, hergestellt wurde und in welchen Zusammenhängen es wie funktioniert, dann gerät indirekt stets auch das gegenwärtige Forschen in den Blick.

4. Die Untersuchung einer volkskundlichen Studie. Perspektiven auf Wissen *in the making*

Es geht nachfolgend darum zu demonstrieren, wie die kulturwissenschaftliche Wissensproduktion *in the making* untersucht werden kann, welche Fragen sich stellen und mittels welcher Perspektiven Erkenntnisse gewonnen werden. Ziel ist es dabei eben nicht, eine Personen- und Ideengeschichte zu schreiben, vielmehr zielt der Abschnitt darauf ab, jene Wissenspraktiken zu untersuchen, mit denen empirisch-kulturwissenschaftliches Wissen über „Fremdarbeiter“ in der Schweiz in den 1960er Jahren hergestellt wurde. Erst eine solche Perspektive auf den Konstruktionsprozess ermöglicht es, die damaligen Forschungen zu kontextualisieren. Damit wird konkret sicht- und nachvollziehbar, wie sich das Feld des Wissens um und über Migration in den 1960er Jahren verändert, was aber eben auch gleichbleibt. Basis der folgenden Ausführungen sind unterschiedliche schriftliche Texte, darunter publizierte wissenschaftliche Beiträge, aber auch private

Korrespondenzen, die sich erhalten haben und damit für eine wissensanthropologische Analyse zur Verfügung stehen. Es zeigt sich dabei deutlich, wie die Produktion und Zirkulation anthropologisch-kulturwissenschaftlichen Wissens stets eng verbunden ist mit gesellschaftlich-politischen Prozessen. Ziel ist demnach eine eigentliche „Archäologie des Wissens“ im Sinne Michel Foucaults, eine Untersuchung also, die gräbt und schürft, die Spuren folgt und die Zusammenhänge zwischen den Funden in den untersuchten Texten und den analysierenden Deutungen rekonstruiert. Dies bedeutet übrigens keineswegs, dass wissensanthropologische Arbeiten nur mit Textquellen arbeiten könnten, auch wenn dies am vorliegenden empirischen Beispiel aus Überlieferungsgründen der Fall ist.² Vielmehr können auch unterschiedliche Objekte und Wissensformate einbezogen werden, die andere Materialitäten aufweisen, etwa Fotos, Filme, Sammlungsobjekte, Karteikästen, aber beispielweise auch Häuser. Im Zentrum der folgenden Ausführungen steht jene empirische Untersuchung von Rudolf Braun, die 1970 mit dem Titel „Sozio-kulturelle Probleme der Eingliederung italienischer Arbeitskräfte in der Schweiz“ erschienen ist und heute als eine der Pionierstudien einer kulturwissenschaftlichen Migrationsforschung gilt. Dabei kommt zugleich mit dem Kontext dieser Studie auch ein Milieu von Personen und Institutionen und deren vielfache Verbindungen, die sich um das Wissen über ‚italienische Arbeitskräfte in der Schweiz‘ gruppieren, in den Blick. So wird bereits deutlich, dass Wissenschaft stets an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit stattfindet, also lokal und historisch situiert ist. Eine wissensanthropologische Analyse kann sich also nicht einfach auf das abstrahierte Wissen, hier auf das in der Studie publizierte Wissen, stützen, sondern muss weitere Materialien beiziehen, um zu verstehen, in welchen Kontexten welche Menschen mit welchen Vorstellungen und für welche Funktionen Wissen erforscht, mithin konstruiert haben.

Wissen im Kontext

Bereits seit den 1950er Jahren waren hunderttausende, meist südländische Arbeiter*innen in die kriegsunversehrte Schweiz geholt worden, wo sie in der Phase der wirtschaftlichen Hochkonjunktur als billige Arbeitskräfte dienten und mit dem sogenannten *Saisonnierstatut* im Rotationsprinzip flexibel gehalten wurden, indem die personelle Nachfrage einzig der wirtschaftlichen Konjunktur in der Schweiz folgen sollte. Dazu wurden nur kurze Arbeitsverträge (eben jeweils für eine *Saison*) vergeben und so damit gerechnet, dass sich die ausländischen Arbeiter*innen nirgends dauerhaft einleben, in der damaligen Diktion *assimilieren*, konnten. Diese Migrationspolitik im Eigeninteresse

2 Allerdings ist dies auch nicht bedingt durch die hier vorliegende historische Zeitdistanz, vielmehr ist die Frage der empirischen Basis eine grundlegende, gerade bei der Anwendung ethnografischer Methoden. Zur Frage danach, inwiefern auch im historischen Arbeiten das primär Schriftquellen enthaltende Archiv als eigentliches ethnografisches „Feld“ verstanden und konzipiert werden kann, existiert eine fruchtbare Debatte (vgl. dazu Maase 2001; Fenske 2006; Ingendahl/Keller-Drescher 2010; Wietschorke 2010; Kienitz 2012; Keller-Drescher 2012).

von Industrie, Baugewerbe und Tourismus hatte trotz der erhofften Wiederausreise der Arbeitsmigrant*innen zu einem Anstieg des Anteils der ausländischen Wohnbevölkerung von fünf auf elf Prozent geführt, was begleitet war von stärker werdenden fremdenfeindlichen Bewegungen, die den seit dem Ersten Weltkrieg virulenten Diskurs der *Überfremdung* neu befeuerten und rigorose Zulassungsbeschränkungen forderten. In den 1960er Jahren waren migrationspolitische Fragen in der Schweiz (wie anderswo) damit hoch konfliktiv und in einem erheblichen Maße politisiert (vgl. Skenderovic/D'Amato 2008; Cerutti 2005). Hauptfigur der damals virulenten Debatten waren die *Fremdarbeiter*, also die italienischen Arbeitskräfte und ihre damals in der Schweiz weitgehend unbekanntes Kultur. Breit wurde entsprechend über sogenannte *Kulturkonflikte* gesprochen, etwa im Bereich eines damals neuartigen Ernährungsverhaltens (Pasta, Tomaten und Olivenöl) oder eines ‚störenden‘ Freizeitverhaltens der (meist) jungen Italiener: Das laute Sprechen und Singen, die Treffen an den größeren Bahnhöfen der Schweiz, öffentliche Komplimente oder Pfiffe für junge Schweizer Frauen wurden in einer heute kaum mehr vorstellbaren Weise skandalisiert. Kern der Debatte war das Argument, dass *die Kultur* der Schweizer*innen und jene der Italiener*innen unvereinbar seien.³ Ein derartiges Denkmodell einer Ideologie der *Überfremdung* hatte in der Schweiz Tradition, die fremdenfeindlichen Versatzstücke aus der Zeit der Bedrohung während des Zweiten Weltkriegs wurden nun aber gleichsam aktualisiert und auf die Arbeitsmigration adaptiert (Kury 2003). Diese eigentliche ‚Überfremdungsideologie‘ umfasste vier Bereiche der wahrgenommenen Bedrohung: Die *geistige Überfremdung* bedrohe die *sittlichen Grundlagen*, eine *politische Überfremdung* mit *fremdem* Gedankengut (womit vor allem der Kommunismus gemeint war) bedrohe die schweizerische Demokratie, die *wirtschaftliche Überfremdung* führe zur Abhängigkeit der Schweiz und *fremde Grundhaltungen* würden generell das staatsbürgerliche Verhalten der Schweizer*innen gefährden (vgl. dazu D'Amato 2012: 243; Holenstein/Kury/Schulz 2018). Entsprechende Überfremdungsdebatten kulminierten in ab Mitte der 1960er Jahre lancierten direktdemokratischen Volksbegehren, die die Zuwanderung der ausländischen Bevölkerung gesetzlich bei einem Maximum von zehn Prozent limitieren wollten. Vor allem die ‚kulturellen Unterschiede‘ zwischen der Schweiz und Italien wurden im Zuge dieser nach James Schwarzenbach als dem Wortführer der rechtsnationalistischen Partei „Nationale Aktion“ genannten „Schwarzenbach-Initiativen“ breit debattiert. Weit verbreitet war also ein Verständnis, wonach solche *Kulturkonflikte* in der schweizerischen Gesellschaft *Gegenwartsprobleme* darstellten – eine Deutung, die interessanterweise auch die führenden Vertreter (damals alles Männer) der Disziplin Volkskunde übernahmen (vgl. dazu Niederer 1969b). Und sie taten dies ungeachtet des Umstandes, dass sich der dahinterstehende Gedanke konzeptionell als fragwürdig erweist, geht er doch grundlegend von ‚zwei Kulturen‘ aus, die ‚miteinander‘ im Konflikt liegen würden. Allzu leicht übernimmt eine solche Analyse als Prämisse von Forschung zumindest implizit die da-

3 Es ist dabei bemerkenswert (und durchaus paradox), dass die Kontakte zum italienischsprachigen Kanton Tessin (seit 1803 Teil der schweizerischen Eidgenossenschaft) in der Deutschschweiz offenbar kaum zu einem vertieften Verständnis für die „Italianità“ geführt haben.

mals virulente Deutung der *unzivilisierten Italiener* und *Fremdarbeiter*, von denen eine Bedrohung ausgehe und die öffentlich als *Spaghetti-Fresser* und wegen der italienischen Zahl Cinque in einem beliebten Spiel dialektal abwertend als *Tschinggen* bezeichnet wurden. Eine gedankliche *Zwei-Kulturen*-Perspektive prägte also (auch) die volkskundliche Forschung stark (vgl. auch Schmidt 1997), wie sie überhaupt das Wissen um Migration in der Schweiz und anderswo konfigurierte. Diese konzeptionelle Übernahme zeigt die hohe Wirkmacht von theoretischen Perspektiven und sie zeigt, wie stark Wissen stets auf vorhandenen gesellschaftlichen Positionen aufbaut, indem es zeitlich und auch lokal situiert ist und immer auf gewordene Kategorien Bezug nimmt, diese aber auch weiterentwickeln und revidieren kann.

Wissen in Funktion

Festgehalten werden kann, dass es auch die akademische Disziplin Volkskunde war, nach deren Expertise angesichts der als *kulturelle Bedrohung* der schweizerischen Identität wahrgenommenen Einwanderung ausländischer Arbeitskräfte gerufen wurde. Damit wiederholte sich interessanterweise ein bereits aus der Vergangenheit bekanntes Muster der funktionalen Verwendung des Faches für die schweizerische Politik, hatte die Volkskunde in der Schweiz doch seit den 1930er Jahren angesichts der faschistischen und nationalsozialistischen Bedrohung zur nationalen Begründung und Stabilisierung einer schweizerischen Identität als Alpen- und Bauernland und zur Erforschung der damit eng verbundenen *Volkskultur* gedient (vgl. Kuhn 2016). Auch jetzt sollte das Fach mit seinem Wissen wiederum Mittel gegen *kulturelle Bedrohung* bereitstellen: Bereits ab 1960 lässt sich bei den damaligen Protagonisten der Volkskunde in der Schweiz die Beschäftigung mit der Thematik der Arbeitsmigration belegen (vgl. Kuhn 2018), so wirkte der Zürcher Volkskundler Richard Weiss mit in der eidgenössischen *Studienkommission für Ausländerfragen*, einer angesichts der Arbeitsmigration einberufenen Expertenkommission zur Beratung von Regierung und Parlament, und machte entsprechende Fragen auch in Lehrveranstaltungen zunehmend zum Thema. Durch seinen Unfalltod im Sommer 1962 brach diese frühe Beschäftigung zwar jäh ab, allerdings nahmen seine beiden Schüler Arnold Niederer und Rudolf Braun die sogenannte Fremdthematik in unterschiedlicher Weise auf.

So führte Arnold Niederer die von Weiss angestoßene Neuausrichtung des Faches Volkskunde auf Themen des Kulturverständnisses und der Migrationsforschung als sein Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Volkskunde an der Universität Zürich weiter. Er tat dies in politischen Gremien, aber auch über Publikationen und öffentliche Auftritte. Deutlich wird bei seinem diesbezüglichen Engagement – neben der belegbaren Wirksamkeit persönlicher politischer Positionen und einer starken emotional-sprachlichen Affinität zum südeuropäischen Raum – seine Fähigkeit zum Erkennen der strategischen Möglichkeiten zur Neupositionierung des sich in einer Krise befindlichen Faches in der Schweiz (vgl. Kuhn 2015: 186–188, 193–197). In verschiedenen Beiträgen argumentierte Niederer mit aufklärerischem Impetus, wobei er etwa um Verständnis für die Wertvor-

stellungen der „Südländer“ warb (Niederer 1967: 10) oder kulturelle Missverständnisse als Quelle von Konflikten identifizierte (z. B. Niederer 1969a):

„Der Südländer hat nicht nur mit dem Klimawechsel fertig zu werden, sich unter Umständen an eine fremde Ernährungsweise zu gewöhnen, sich in Betrieb und Freizeit zurechtzufinden; er muss auch gleich noch einen Sprung über Jahrhunderte der geschichtlichen Entwicklung hinweg tun. Er muss sich in einen neuen Zeitrhythmus einleben, er tauscht die Geborgenheit der Familiengemeinschaft mit der Anonymität von Baracken und Wohnheimen, er steht an Maschinen, die ihm einen neuen Lebensrhythmus aufzwingen, er hat keine Siesta, dafür aber ein langes Wochenende, mit dem er nichts anzufangen weiss.“ (Niederer 1967: 10)

Auch wenn er hier essenzialistisch, evolutions- und modernisierungstheoretisch und teilweise ethnisierend mit *zwei Kulturen* argumentierte, war Niederer doch zugleich auch überzeugt von den Möglichkeiten einer menschlichen Verständigung und eines friedlichen Zusammenlebens im „Klima der Menschlichkeit“.⁴ So plädierte er für menschliche Begegnungen als Mittel gegen verhärtete Positionen:

„Mögen solche Begegnungen häufiger werden, bei denen wir die ausländischen Arbeiter und Arbeiterinnen weder als blosse Arbeitskraft (als Anhängsel von Maschinen) noch als mögliche Konkurrenten auf dem Gebiete der Wirtschaft oder gar der Liebe, noch als ‚grosse Kinder‘, noch als Objekte pädagogischer Bemühungen nehmen, sondern als Mitmenschen. Ist dies so schwierig?“⁵

Gerade deswegen schrieb er aber zugleich auch gegen den *Kulturzusammenstoss* an, der daraus resultiere, dass sich *südländische* Vorstellungen und schweizerische Mentalität gegenüberstehen würden. Es sind genau solche komplexen Ambivalenzen in Positionen, die mit der Fokussierung auf Wissen herausgearbeitet werden können.

Als Rudolf Braun wiederum nach einem längeren USA-Aufenthalt 1963 in die Schweiz zurückkam, waren die Veränderungen für ihn unübersehbar:

„Meine Abwesenheit fiel in die Jahre des stärksten Zustroms ausländischer Arbeitskräfte in die Schweiz. Unvermittelt stand ich einem durch die große Zahl fremder Menschen gewandelten Bild des äußeren Lebens gegenüber. Von all den Veränderungen, die ich als Heimkehrer registrierte, beeindruckten mich diese am stärksten. Als Bürger und Gesellschaftswissenschaftler fühlte ich mich aufgerufen, mein Interesse diesem sich in kurzer Zeit vollzogenen und weiter sich vollziehenden Wandel zu widmen, nachdem Erkundigungen offenbarten, daß dieses Untersuchungsfeld noch weitgehend brach lag.“ (Braun 1970: 3)

4 Niederer, Arnolf (1968): Schaffen wir ein Klima der Menschlichkeit! Zur zweiten Fremdarbeiter-Initiative. In: *Züri-Leu* 2/49, 12. Dezember: 1, 12.

5 Niederer, Arnold (1968): Bedeuten ausländische Arbeiter kulturelle Überfremdung? In: *Der Bund*, Nr. 50, 29. Februar, zit. nach Gyr 1980: 40.

Diese Passage aus dem Vorwort der später publizierten Studie zeigt, dass und wie wissenschaftliche Forschung generell stark mit Biografien und damit mit Forscher*innen-Persönlichkeiten und ihren Interessen verbunden ist. Dass bei den Prozessen der Produktion und der Zirkulation von Wissen letztlich auch biografische Kontingenzen, also Begegnungen, Orte und Zufälle eine Rolle spielen, wurde in früheren wissenschaftsgeschichtlichen und auch wissenssoziologischen Texten oft vernachlässigt. Eine wissensanthropologische Perspektive macht demgegenüber klar, dass Wissen auch diesbezüglich nur in Kontexten verstanden werden kann und beispielsweise biografisch gebunden ist. Dies ist keineswegs das aus älteren wissenschaftsgeschichtlichen Erzählungen bekannte Reden von ‚großen Erfindern‘, sondern vielmehr das mikroanalytische Sensorium dafür, wie Wissen hergestellt wird, wer mit was wann sprichwörtlich ‚in Berührung‘ kommt, wie Wissen also erzeugt und eingebracht wird. Dies geschieht ganz zentral auch – aber nicht nur – durch Menschen und ihre Erfahrungen und ihr Handeln. So kann etwa belegt werden, dass die von Rudolf Braun erlebte *Fremdheitserfahrung* in den US-amerikanischen Großstädten New York und Chicago wohl einen erheblichen Einfluss auf seine Forschungsperspektiven und damit auf die volkskundliche Produktion von Migrations-Wissen ausübte (Espahangizi 2019: 38–39, 42). Dabei sind thematische Neuausrichtungen mit biografischen Zäsuren, aber auch mit erkenntnistheoretischen Verschiebungen auf das Engste verknüpft, wie ein privater Briefausschnitt von Rudolf Braun aus dem Jahre 1964 zeigt:

„Ich kam nach Europa zurück mit der Absicht, bei Prof. Bausinger in Tübingen eine Untersuchung zu beginnen. Bei näherer Betrachtung lehnte ich ab und musste mich nach einer neuen Aufgabe umsehen. Das Fremdarbeiterproblem drängte sich auf (ich war erstaunt zu sehen, dass noch keine grössere empirische Untersuchung über dieses doch dringende nationale Problem unternommen wurde).“⁶

Diese biografischen Erzählmuster (vgl. dazu den Beitrag von Silke Meyer in diesem Band) der eigenen Fremdheitserfahrung, der veränderten Öffentlichkeit in der Schweiz und der eigenen Suche nach einer beruflich-akademischen Perspektive dürfen allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass mittels einer präzisen Analyse auch weitere Verbindungslinien zur Studie identifiziert werden können: So geht Braun nicht ein auf parallel laufende wissenschaftspolitische Konjunkturen, etwa die Beschäftigung mit Migration als einer damals neuen strategischen Möglichkeit für eine sich dann reformierende Volkskunde. Und er verschweigt auch den damals mit dem Thema der Migration sich besonders stark bemerkbar machenden generellen sozialwissenschaftlichen Auf- und Umbruch in der deutschsprachigen Hochschullandschaft. Auch weist er die Beschäftigung mit kulturanthropologischer und sozialwissenschaftlicher Literatur etwa zu *Rassefragen*, zur in den 1960er Jahren hochaktuellen Thematik der globalen Entwicklung und

6 Rudolf Braun an Lukas Burckhardt, 9. September 1964. Staatsarchiv des Kantons Zürich, W I 41.11.3.

zu Minderheiten in den USA eher zurückhaltend aus.⁷ Er spricht aber auch wenig über die für die Studie zentralen schweizerischen Netzwerke, die sich mit der Korrespondenz rekonstruieren lassen, etwa zum Historiker und Politikwissenschaftler Erich Gruner, zum Soziologen Richard F. Behrendt oder zum Diplomaten Lukas Burckhardt. Gerade für die ab Sommer 1964 erfolgte Förderung der Studie durch den Schweizerischen Nationalfonds waren diese Netzwerke wichtig. So ist es also beim kulturtheoretischen Argumentieren mit Wissen stets zentral wichtig, auch gleichsam neben den Dokumenten zu lesen, auch hier Bezüge herzustellen und Verbindungen offenzulegen. Solche vielfältigen Kontexte werden nämlich in einem langen Brief angesprochen, den Rudolf Braun im Sommer 1963 an Erich Gruner schrieb, damals Professor für Sozialgeschichte und Politik an der Universität Bern:

„Ein anderes Forschungsprojekt, das mich sehr interessieren würde, wäre eine soziologisch-volkskundliche Untersuchung des Fremdarbeiterproblems, wobei – methodisch und sachlich – man sich auf amerikanische Arbeiten über Rasse- und Minoritätsprobleme sowie deutsche Arbeiten über die sog. Flüchtlings- und Vertriebenenprobleme (Volkskunde der Heimatvertriebenen) stützen könnte. Die volkskundlichen Aspekte würde ich dabei besonders wichtig finden, denn es ist wichtig, dass man diesen Dingen einmal auf den Grund geht (Heiratskreise, Lebenshaltung, Freizeitgestaltung, religiöse Betreuung, Verhalten zur neuen Umwelt und zur alten Heimat, Zukunftserwartungen, Wohn-, Ess-, Kleidersitten und Konsumgewohnheiten im allgemeinen etc. etc.). Auch wäre natürlich die Gegenseite, dh. die Einstellung und Reaktion der Ansässigen, mit ins Auge zu fassen. Das sind ja alles nicht nur statistische Probleme, sondern Fragen, die unsere Heimat im ureigensten Kern betreffen. Hier käme allerdings – einmal mehr – meine linguistische Begabungslücke mir in die Quere; ich spreche weder Italienisch noch Spanisch und könnte dies auch nicht in kurzer Zeit erlernen. Ich müsste also Mitarbeiter haben, welche dieser Sprachen mächtig sind. Auch eine andere Schwierigkeit stellt sich. Teilweise müsste mit empirischen Forschungsmethoden gearbeitet werden (von Dortmund her bin ich damit vertraut), die ja bekanntlich ziemlich viel Geld verschlingen (nach meiner Meinung zu viel, nach den Ergebnissen und Erkenntnissen gemessen, die dabei herauskommen; ich würde deshalb diese Methoden nur dort anwenden, wo sie wirklich sinnvoll sind und wertvolle Ergebnisse versprechen, dh. dort, wo quantifizierbare Ergebnisse wirklich von Nutzen sind). Ob sich eine Stiftung oder irgendwelche Institution bereitfinden wird, Beträge in dieser Grössenordnung zur Verfügung zu stellen, ist fraglich. Die Dringlichkeit des Problems würde allerdings in positivem Sinne wirken; – so jedenfalls hoffe ich. Diese Studie würde ich allerdings nicht als eine rein praktische Arbeit verstanden wissen (im Sinne angewandter Psychologie

7 Espahangizi (2019: 44) hat in wissenshistorischer Perspektive auf diese gleichsam idealtypisch materialisierte Nähe von Wissen zur italienischen Arbeitsmigration und zu „Rasse-Fragen“ in den USA hingewiesen. Die Praxis der Wiederverwertung von Papier belegt zugleich epistemologische Nahverhältnisse: Die von Rudolf Braun an der Universität Bern gehaltene Vorlesung über Migrationsfragen in den USA ist getippt auf die Rückseite von empirischen Fragebögen der Studie zu den „italienischen Arbeitskräften in der Schweiz“.

etc.), sondern sie sollte auch rein theoretisch-wissenschaftliche (methodisch und sachlich) Zwecke verfolgen. Kurz – auch dies lediglich eine unausgereifte Idee, welche sich vielleicht lohnt, näher zu prüfen.“⁸

Die in diesem dichten Brief angesprochenen Verschiebungen und Suchbewegungen im Feld des Wissens um Migration in der Schweiz der 1960er Jahre verweisen auf die Kongruenz verschiedener Entwicklungen und zeigen die historische Spezifik wissenschaftlichen Forschens. So kann mit einem Fokus auf Wissen festgehalten werden, in wie vielen wissenschaftlichen Bezügen und Disziplinen sich die geplante Studie bewegt, wie sie verschiedene Orte verknüpft (die verschiedenen Stationen in den USA, dann die Sozialforschungsstelle in Dortmund, an der Braun geforscht hatte, aber natürlich auch die Schweiz als Bezugsrahmen der geplanten Studie), wie sie Brücken schlägt zu ‚klassischen‘ Themengebieten der Volkskunde, zugleich aber Überlegungen anstellt über anzuwendende Methoden. Und der Brief zeigt ganz generell, wie Wissen prozesshaft und suchend hergestellt wird.



Empirisches Material präsentieren und analytisch diskutieren

Bei der Präsentation von empirischem Material, hier handelt es sich mit dem Briefausschnitt um eine historische Quelle, ist erstens eine präzise Analyse der verschiedenen angesprochenen Aspekte wichtig. Dabei ist auch auf Widersprüche zu achten, also auf Passagen, die vielleicht etwas anderes sagen, als Sie eigentlich zeigen wollen. Zudem ist immer daran zu denken, dass das empirische Material nicht für sich spricht, sondern dass es kontextualisiert werden muss, dass es also eine (meist nachgestellte) Einordnung in eigenen Worten braucht, die Hinweise darauf gibt, wie Sie das empirische Material lesen, was Sie damit sagen wollen und was Sie daraus für Schlüsse ziehen.

Methoden, Befragungen und Ressourcen: Zur Herstellung von Wissen

Die letztlich ab Sommer 1964 durchgeführte und Ende 1965 bezüglich der Feldforschung abgeschlossene Studie widmete sich der Wohnsituation, dem Freizeitverhalten, den sozialen Kontakten, den Motiven für die Arbeitsmigration, aber auch den Nahrungs- und Konsumgewohnheiten der italienischen Arbeitskräfte. Im Fokus stand also die Lebenswelt der Arbeitsmigrant*innen als „Menschen mit Bedürfnissen, Plänen, Wünschen, Hoffnungen; kurz mit einem Lebensanspruch“ (Braun 1970: 19). Sehr bewusst befragte die Studie aber auch Schweizer*innen, die sogenannte „ansässige Bevölkerung“, weil es sich bei der „Eingliederung von Immigranten, [...] [um einen] wechselseitigen und kei-

8 Rudolf Braun an Prof. Erich Gruner, 1. August 1963, Staatsarchiv des Kantons Zürich, W I 41.11.2.

nen einseitigen Anpassungs- und Umformungsprozeß“ handelt (ebd.: 22). Dieser ethnografische Blick auf die „Eingliederungsdisposition“ und das „Kontaktverhalten“ der Schweizer*innen war innerhalb der Sozialwissenschaften neu – Integration wurde von Braun also nicht länger als Einbahnstraße verstanden, sondern als ein Aushandlungsprozess, der ein Umdenken hin zu mehr Offenheit und zu einem Abbau von Vorurteilen bewirken sollte. Neu war vor allem die empirische Erforschung der „beiden Seiten“, auch wenn Braun mit diesem expliziten methodischen Setting zugleich auch Konzepte von „Assimilierung“ und eine zweipolige Migrations-Konzeption in seine Studie gleichsam mit-einbaute – dort die Italiener*innen (sie), hier die Schweizer*innen (wir). Auch wenn er methodisch von *zwei Kulturen* ausging, bezog er allerdings nicht weniger Stellung: So scheute er nicht deutliche Worte, wenn er später in seinem Buch die in den erfragten Antworten sichtbar werdenden „offenen und verdeckten Diskriminierungen“ und die „Apartheidshaltungen“, die sich mit „schweizerischer Selbstgerechtigkeit“ paare, kritisierte (ebd.: 340–341). Ziel der Studie war eine „[...] in ihrer Thematik möglichst umfassende empirische Erhebung über sozio-kulturelle Probleme der Eingliederung ausländischer Arbeitskräfte“, wobei die Fokussierung auf die Herstellung von handlungsleitendem Orientierungs- und Steuerungswissen für politische Entscheidungen überdeutlich formuliert wurde: Die Studie nämlich „[...] sollte zunächst repräsentatives Material und gesicherte Information liefern, die einer aktiven und gezielten Eingliederungspolitik dienlich sind und dazu beitragen, die öffentliche Diskussion über die ‚Ausländerfrage‘ bzw. das ‚Überfremdungsproblem‘ zu versachlichen“, wie es einleitend heißt (ebd.: 22). Entsprechend wichtig war es Braun, dass das gedruckte Buch noch vor der für den Juni 1970 terminierten Volksabstimmung erscheinen konnte, um so den Meinungsbildungsprozess zu beeinflussen, wie er sich erhoffte. Das kulturwissenschaftliche Wissen über Migration ist also auch hier sehr präzise verortet und durch seine erhoffte Funktion geprägt: In der direktdemokratisch organisierten Schweiz sollte es im Vorfeld der anstehenden Sachabstimmungen eingebracht werden können.

Die konkreten Untersuchungen wurden in vier Gemeinden der deutschsprachigen Schweiz durchgeführt; in Wald bei Zürich, Schlieren, Schönenwerd/Niedergösgen und Zofingen. Leitend war ein empirisch-sozialwissenschaftliches Vorgehen, das sich aus einem mittels Fragebogen standardisierten Interview in der Hauptbefragung im Sommer 1964 und einem „informellen Interview der sogenannten Informantenbefragung“ im Sommer 1965 zusammensetzte.⁹ Für die empirische Datenerhebung auf Fragebögen stützte sich Braun auf die Mitarbeit von Studierenden der Universitäten Bern und Zürich, später waren auch seine Mitarbeiter*innen an der Freien Universität Berlin am Buchprojekt beteiligt – ein Umstand, den Braun in nur leicht selbstironischem Ton ansprach: „In guter Schweizer Art ist also auch diese Arbeit nicht ohne die Mithilfe von Ausländern zustande gekommen; ich bin meinen Mitarbeitern in Berlin dafür sehr dankbar“ (ebd.: 6). Es ist insgesamt auffallend, mit welchem Aufwand Rudolf Braun den „Repräsentanznachweis“ seiner Auswahl der Stichprobe für die Hauptbefragung in den vier

9 Die umfang- und wortreichen Ausführungen in Braun (1970: 21–33) sind bezüglich des methodischen Anspruchs sprechend.



Abb. 1: Italienische Arbeiter der Schuhfabrik Bally diskutieren auf dem Bahnhof Schönenwerd, einem der Untersuchungsorte der empirisch-kulturwissenschaftlichen Studie, 1960er Jahre – Aufnahme von Bruno Kirchgraber-Lang, Schweizerisches Sozialarchiv Zürich, F 5030-Fd-0048.

Gemeinden betrieb: So wurde Geschlecht, Alter, Zivilstand und Konfession einbezogen, zudem wurde sowohl bei Schweizer*innen wie bei Italiener*innen nach Geburtsort eingeteilt, wobei Braun sich für Italien einer Zweiteilung in „nördlich Rom (incl. Rom)“ und „südlich Rom (incl. insularer Teil)“ vornahm, die auf in seinem Denken vorhandene Konzepte regionaler Entwicklungsunterschiede verweist (ebd.: 584–589). Deutlich ist generell die explizite Ausrichtung an den methodischen Ansprüchen einer empirischen Sozialforschung bezüglich Signifikanz der Auswahl, statistischer Repräsentation und anonymer Auswertung mittels Codierung ablesbar. Dies verweist darauf, welche Disziplinen und damit welche methodischen Settings für Braun relevant und darum auch leitend waren. Und es zeigt indirekt, dass für reformorientierte Volkskundler wie Braun die Leitdisziplinen damals die Sozialwissenschaften waren, die mit ihren quantifizierenden wie qualitativen Methodensettings beeindruckten. Dazu gehörten auch rechnergestützte Datenauswertungen, die hier durch ein programmiertes Codierungsschema geschahen, das auf Lochkarten der Metron AG übertragen und auch quantitativ ausgewertet wurde. Die so codierten Antworten wurden dann allerdings in der Studie mehrheitlich qualitativ-interpretierend analysiert. Eine wissensanthropologische Perspektive kann also zeigen, wo, wie und warum methodische Inkongruenzen beim Prozess der Wissenskonstruktion auftauchen. Dies nicht im Sinne einer nachträglichen Kritik, sondern als Verweis auf die mit dem konkreten Wissen verbundenen Wertigkeiten und Hierarchien innerhalb der disziplinären Landschaft. Das Buch betrat gleichwohl methodisch bewusst

Neuland und Braun plädierte selbstbewusst für eine Verbindung von historischem und gegenwartsbezogenem wie zwischen geistes- und sozialwissenschaftlichem Forschen, wobei er dieses Argument auf die untersuchte Thematik rückbezog:

„Die Schweiz sollte sich mehr als etwas Werdendes und weniger als etwas Gewordenes begreifen. Diese Verpflichtung stellt auch die Verbindungsbrücke zwischen den gegenwarts- und prognostisch zukunftsorientierten Wissenschaftsdisziplinen einerseits und jenen mit vorwiegend historischer Dimension andererseits dar. Unsere Studie hat – nicht zuletzt durch ihre Lücken und Schwächen – gezeigt, wie wichtig eine interdisziplinäre Forschungsk Kooperation für Fragen des Zuzuges und der Eingliederung ausländischer Arbeitskräfte ist.“ (ebd.: 557)

So stark hier Braun mit seinem Material und seinem Thema argumentiert, um die disziplinäre Verbindung zu begründen, so fällt in der Rückschau von heute doch auch auf, wie er zugleich ein persönliches Forschungsprogramm auch ganz konkret für sich selbst entwirft: Braun gilt heute übereinstimmend als einer der führenden Pioniere einer Sozial- und Alltagsgeschichte, nicht nur für die Schweiz, sondern international (Tanner 2010; Lengwiler 2012). Entsprechende Formulierungen und Buchpassagen weisen Braun damals als Vertreter eines volkskundlichen Denkstils und auch Denkkollektivs aus, sie verweisen auf eine für ihn konstitutive Phase seiner wissenschaftlichen Sozialisation durch eine von Richard Weiss vertretene Volkskunde, die vor allem mit historischem Material gearbeitet hatte. In der Studie sind entsprechend, neben der erwähnten angelsächsischen anthropologischen und sozialwissenschaftlichen Literatur, auch Werke von Ina-Maria Greverus oder Hermann Bausinger, aber eben auch von Eric Hobsbawm zitiert, einem britischen Sozialhistoriker. Brauns erklärtes Ziel war es bei der Neuformierung seines Wissenschaftsverständnisses stets, gewisse methodische und erkenntnistheoretische Perspektiven aus der Volkskunde zu übernehmen, anderes aber zu erneuern. Dies lässt sich an einem Brief an den bereits erwähnten Gruner idealtypisch zeigen, in dem Braun diesen Anspruch der disziplinären Neuausrichtung formuliert:

„Die zentrale Frage ist dabei nicht berührt worden: sie betrifft das Gebiet meiner Spezialisierung. Alles ist hier noch im Fluss. Volkskunde – im traditionellen Sinne – wird es bestimmt nicht sein. Damit weiss ich mich im Einverständnis mit Herrn Prof. Weiss: es war immer sein Wunsch und seine Hoffnung, dass ich das beste aus der Volkskunde nehme, mich jedoch nicht mit den Hypotheken ja mit dem Fluch belasten [sic], die diesem Fache oder einzelnen Vertretern anhaften (und unter denen Prof. Weiss selbst so sehr gelitten hat).“¹⁰

In der wissensanthropologischen Verknüpfung der publizierten Studie mit anderem Quellenmaterial lässt sich zeigen, dass und wie das Wissen um Migration in der Schweiz der 1960er Jahre also letztlich Ergebnis von erkenntnistheoretischen Suchbewegungen

10 Rudolf Braun an Erich Gruner, 18. August 1962, Staatsarchiv des Kantons Bern, N Gruner 5: Korrespondenz.

war, die Braun hin zu sozialwissenschaftlichen Methoden und zu einer anthropologisch-alltagshistorischen Perspektive führten (vgl. Kuhn 2015).

Zeit- und ortsgebundenes Wissen

Im Juni 1970 wurde das Volksbegehren gegen *Überfremdung* abgewiesen, wenn auch verhältnismäßig knapp mit einem 54-Prozent-Nein-Anteil (Tanner 2015: 398–399). Rudolf Braun selber litt während der Arbeit an der Studie sichtlich, zahlreich sind entsprechende Hinweise in seiner Korrespondenz, als Beispiel mag das Diktum vom April 1970 genügen, in dem er an seinen Verleger schreibt: „Es ist der würdige Abschluss einer Arbeit, die mir sehr viel Ärger, menschliche Enttäuschung und Ungemach eingetragen hat.“¹¹ Braun war auch nach Abschluss und Veröffentlichung nicht glücklich, im Urteil von Braun erhielt sein Buch zu wenig öffentliche Resonanz. Dies hatte sicherlich mit dem Publikationstermin zu tun, der nur knapp vor der wichtigen Volksabstimmung über die *Überfremdungsinitiative* vom Juni 1970 datierte. Zur von der Studie erhofften Objektivierung der Debatte in der schweizerischen Öffentlichkeit kam es also nicht, wie er selbstkritisch konstatierte:

„Das Buch kam leider, wie ich befürchtete, zwei Monate zu spät auf den Markt, um noch wirkungsvoll in den Abstimmungskampf eingreifen zu können (Anfang Mai war es auf dem Markt). Nun – wir sind ja noch einmal mit einem blauen Auge davongekommen. Das knappe Abstimmungsergebnis kann ja auch insofern heilsam sein, dass nun alle Kreise sich bemüht fühlen, dieses Problem endlich in seiner ganzen Tragweite zu sehen und anzugehen. Ich bin gespannt auf Eure Reaktion zu einigen in diesem Buch vertretenen Ansichten; ich habe vor gewissen Tabus keinen Halt gemacht.“¹²

Offensichtlich waren die „Reaktionen“ auf das Buch dann allerdings insgesamt eher verhalten: Nach Ablehnung der Volksinitiative geriet die Studie für lange Zeit in Vergessenheit, nicht nur, aber gerade auch in der kulturwissenschaftlichen Migrationsforschung (Matter 2011: 32). Nur selten wurde sie bisher als zeithistorische Quelle für die Lebenssituation der Immigrant*innen in den 1960er Jahren genutzt (so bei D’Amato 2012), auch wenn sich hier zahlreiche Interview-Aussagen finden würden. Sowohl in den selbstkritischen Einschätzungen von Braun wie auch in den seitherigen Bezugnahmen, bzw. eben eigentlich Nicht-Bezugnahmen, auf die Studie lässt sich wissenschaftlich ein wesentliches Merkmal von Wissen festhalten: Dieses ist nie zeit- und ortlos. Das von Braun hergestellte Wissen über Migration hatte seinen funktionalen Ort in der Schweiz der 1960er Jahre. Da war es anschlussfähig und wurde gebraucht. Danach verlor dieses Wissen seinen Platz, es wurde ruhiggestellt, weil es seine prägenden Kontexte verlor, nachdem die Abstimmungen sich erledigt hatten.

11 Rudolf Braun an Eugen Rentsch, 30. April 1970, Staatsarchiv des Kantons Zürich, W I 41.12.4.

12 Rudolf Braun an Agi und Lukas Burckhardt, 22. Juli 1970, Staatsarchiv des Kantons Zürich, W I 41.12.4.

Die hier detailliert untersuchte Studie verweist nämlich generell auf einen besonderen Kontext und auf eine spezifische Nutzung kulturwissenschaftlichen Wissens: Der in den 1960er Jahren in Europa einsetzende wirtschaftliche und demografische Aufschwung bewirkte vielfältige Herausforderungen für die institutionalisierte Politik, Universitäre Wissenschaft, und dabei gerade die sozialwissenschaftlichen Disziplinen, bekamen im Zuge dieser Entwicklungen neue und erweiterte Deutungs- und Steuerungskompetenz zugesprochen für die Lösung von als Problemen wahrgenommenen gesellschaftlichen Entwicklungen, darunter prominent etwa die Arbeitsmigration. Im Rahmen der parlamentarischen Demokratie der Schweiz sollten gerade die universitären Sozialwissenschaften Grundlagen für politische Entscheidungen bereitstellen und so gesellschaftliche Zukunftsmodelle entwickeln. Dazu wurden bestehende Formen der politischen Expertise ausgeweitet, indem wissenschaftlich-universitäre Exponenten in unzähligen (und übrigens rein männlich zusammengesetzten) Expertenkommissionen konkret beratend wirkten, darunter auch die Volkskunde (Kuhn 2015, 2018). Die Studie von Braun kann vor diesem Hintergrund auch gelesen und damit kontextualisiert werden als eine volkscundliche Beschäftigung mit den Folgen der Hochkonjunktur und der fortschreitenden Industrialisierung, dies nicht in einer kritischen Distanz, sondern vielmehr in einer erklärend-diagnostischen, ja in einer verstehend-affirmativen Weise. Kulturwissenschaftlichem Wissen zu Migration als gesellschaftlichem *Problem* kam in dieser spezifischen Konstellation eine Deutungs- und Steuerungsfunktion zu. Die für dieses Wissen bestehende Nachfrage bediente die Volkskunde als Disziplin, indem sie ihr Wissen und ihre Expertise zur politischen Bearbeitung von Migrationsfragen einbrachte. Wissen wird also einerseits in spezifischen Kontexten hergestellt, wird dann aber auch in einer bestimmten Situation nachgefragt. Das detaillierte Wissen über *die Kultur der Italiener*innen* sollte dazu dienen, Verständnis zu entwickeln. Insofern war es Braun dann eben wichtig, die Bedeutung von „Tanz- und Festveranstaltungen als Kontaktmedium für Ledige“ zu erfragen oder aber statistisch festzuhalten, dass und welche Sportarten für die „männlichen Immigranten [...] von einiger Bedeutung“ waren: „Fußball steht mit Abstand an der Spitze, gefolgt von Boccienspiel, Boxen und Radfahren“ (Braun 1970: 320–321).

Ziel der volkscundlichen Akteure war der stets mit aufklärerischem Impetus betriebene Abbau von Ressentiments gegenüber den *Fremden*, indem das Wissen über die Kultur der Italiener*innen die *Integration* in die Schweiz erleichtern helfen sollte. Die „epochale Studie zur Eingliederung der italienischen Arbeitskräfte in der Schweiz“ (D’Amato 2012: 239) von Rudolf Braun erhält damit ihren funktionalen Ort in der schweizerischen Migrationspolitik. Und sie erhält ihren Ort innerhalb des Kontextes thematisch ähnlicher Arbeiten innerhalb der historischen Entwicklung einer sich damals reformierenden Volkskunde (vgl. auch Greverus 1966). Mit einer Perspektive auf Funktion, Ort und Kontexte des Wissens kommen nun auch Aspekte in den Blick, die ambivalent und komplex sind. So kann etwa argumentiert werden, dass das Wissen über *Fremdarbeiter* damals als ein zentrales Forschungsfeld für neue Fragen, für ein neues methodisches Vorgehen und für die gesellschaftspolitische Zielsetzung einer suchenden Disziplin identifiziert wurde. Diese, wohlgerne mit bester Absicht eingenommene,

verstehende Perspektive auf die *Fremdarbeiter* hatte nun allerdings deutliche Effekte bezüglich der Forschungsperspektiven und auch bezüglich des kulturanalytischen Blicks auf Arbeitsmigration: Sie führte zu einer Exotisierung der italienischen Arbeiter*innen, indem sie diese als Teil einer *vorindustriell* konzipierten *fremden Kultur* dachte, die es zu verstehen galt. Damit legitimierte volkskundliches Wissen die wahrgenommenen *Kulturkonflikte*, auch wenn dieses Wissen genau dafür erzeugt wurde, um diese Konflikte verstehend aufzulösen (vgl. dazu Mülli 2016). Und letztlich übernahm die Disziplin Volkskunde auch die dominante Problemwahrnehmung und -deutung, indem nicht primär die oft prekäre Lebensrealität der ausländischen Arbeitsbevölkerung den politischen Druck erzeugte, sondern die sich bedrohtühlende Schweizer Wohnbevölkerung politische Dringlichkeit herstellte. Damit kann eine wissensanthropologische Bewegung beobachtet werden, die häufig sichtbar wird: Erst die Erzeugung von Wissen führt zu gesellschaftlichen Realitäten, das Wissen selber erzeugt also jene Praktiken, etwa staatliches Handeln in Form administrativer Regelungen, die es zugleich legitimiert. Und letztlich zeigt sich hier ein Aspekt der gar nicht so unerheblichen Wirkmacht einer Kulturwissenschaft und des von ihr konstruierten Wissens. Die hier wissensanthropologisch rekonstruierte und empirisch beobachtbare paradoxe Gleichzeitigkeit politischer Zielsetzungen von Wissenschaft und methodischer wie thematischer Neuerungen verweist auf das komplexe Geflecht von Netzwerken, Bedeutungsebenen, sich wandelnden Funktionen und Kontexten von Wissen. Es ist ein solches dynamisches Verständnis von Wissen, das den Reiz von wissensanthropologischen Untersuchungen jeglicher Prozesse der Wissensproduktion ausmacht, seien sie in der Vergangenheit oder in der Gegenwart.

5. Fazit: Zum kulturanalytischen Potenzial eines dynamischen Konzepts von Wissen

Das Fallbeispiel hat an einer konkreten wissenschaftlichen Studie gezeigt, wie das Wissen um und über Migration nicht stabil, sondern vielmehr stets veränderbar und dynamisch ist. Das entsprechende Wissen und das zugehörige Feld von Akteuren, Interessen und Kontexten hat sich in der hier präsentierten Phase der 1960er Jahre und auch mit der hier untersuchten Studie nachhaltig verändert. Diese Veränderung hat bisherige Annahmen sichtbar gemacht, diese teilweise verändert, manchmal aber auch stabilisiert und fortdauernd wirksam gemacht. Diese spezifische Phase lässt aber auch Positionen und Strategien von Akteuren überhaupt explizit und damit sichtbar werden. Immer dient eine wissensanthropologische Untersuchung also der Rekonstruktion von Prozessen des Wissens und damit der Einsicht in die Gewordenheit von Kategorien, von Begriffen, von Denkmodellen, von Praktiken – von Wissen überhaupt also.

Für eine wissensanthropologisch informierte Forschung wird es zentral sein, den vielfältigen Umgang mit den zahlreichen volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Sammlungen zukünftig verstärkt ins Zentrum zu rücken. Also danach zu fragen, wie diese Sammlungen Wissen geformt haben, welche Praktiken und welche Vorstellungen sich in diese vielfältigen Konvolute auf welche Weise einschreiben und wie diese Objekte

selber als Wissen gefasst werden können. Dabei mag ein erleichterter Zugriff auf die Sammlungen über Digitalisierung und freie Zugänglichkeit zwar vieles vereinfachen, die forschungsrelevanten Fragen allerdings ergeben sich damit keineswegs von alleine. Vielmehr eröffnen sich hier vielleicht idealtypisch Möglichkeitsfelder für neue Formen von Wissensproduktion, für eine Kollaboration zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit, für sogenannte Citizen-Science-Projekte also, wie sie nun immer öfter gefordert werden zur Analyse von Big Data. Auf eine Disziplin, die ihr Wissen schon immer aus einer potenziell großen Datenmenge (dem sprichwörtlichen Alltag) hergestellt hat und die seit jeher entsprechend auch das Wissen „der Vielen“ erfragt, gesammelt und vermittelt hat, wartet also viel Arbeit.

Bilanzieren und Perspektiven eröffnen



Am Schluss einer Arbeit ist es zentral, die bisherigen Ausführungen zu bilanzieren und zudem verschiedene Fäden zu weiteren Themen auszulegen, die sich mit einer ähnlichen Perspektive analysieren ließen. Hier formuliere ich weiterführende Forschungsfragen und -themen, für die ich eine kulturtheoretische Perspektive auf Wissen als gewinnbringend erachte. Dabei geht es nicht um eine additive Sammlung, sondern darum, zu prüfen, in welchen Feldern die Analyse fruchtbar war und sein könnte und somit auch um eine selbstreflexive Prüfung des eigenen Vorgehens.

Wissensanthropologische Fragen können potenziell aber in (beinahe) allen Forschungsfeldern formuliert werden. Naheliegend sind hier medizinanthropologische Forschungen, zu Gesundheit und Krankheit beispielsweise, zu Feldern also, in denen ein machtdurchzogenes Wissen auf alltägliche Lebensvollzüge trifft. Dabei ist auch dieses Wissen stark geformt durch die Kontexte, in denen es hergestellt wurde und durch die Funktionen, die es zugewiesen bekommt. So konnte etwa in der Covid-19-Pandemie beobachtet werden, wie epidemiologischem Wissen naheliegenderweise ein hoher Stellenwert zukam, wie dieses Wissen aber ganz spezifisch geformt war, was Effekte auslöste: Weil Epidemiolog*innen stark statistisch mit prozentualen Anteilen von infizierten Personen je Bevölkerung und in Populationen und Bevölkerungsgruppen denken, verstärkte dies stark auf Großgruppen (beispielsweise Nationalstaaten) gerichtete Sichtweisen und wohl auch entsprechende politische Maßnahmen, die dann zu Aussagen über die Anzahl von Intensivklinik-Betten und Beatmungsgeräten je Einwohner*innen-Zahl führten. Dies ungeachtet der banalen Tatsache, dass gerade Viren sich um nationalstaatliche Grenzen nicht kümmern. Auch hier zeigt sich also, dass Wissen weder neutral noch kontextunabhängig existiert, sondern immer situiert wirksam wird. Ein anderes vielversprechendes Feld für eine wissenszentrierte kulturwissenschaftliche Forschung wären Themen einer Anthropologie der Zukunft (Appadurai 2013; Hartmann/Murawska 2015; Hölscher

2016; Bryant/Knight 2019; Kuhn 2019; Sutter u. a. 2020). Hier spielen Wissensformen eine wichtige Rolle, weil mit und an ihnen Möglichkeitsräume entworfen werden. Sichtbar werden bereits bei ersten Sondierungen Vieldeutigkeiten der konkreten Praktiken, die Konstruktion und Aushandlung von handlungsleitenden Wissensformaten und vor allem aber die grundlegende Offenheit der Unschärfeformel ‚Zukunft‘, die ganz zentral mit Wissen verbunden ist.

Ein kulturwissenschaftliches Argumentieren mit ‚Wissen‘ verweist auf den fundamentalen Charakter dieses zentralen Konzepts sowohl für Vergangenheit und Gegenwart wie auch für die Zukunft. Und es verweist auf die grundlegende Einsicht in die Situiertheit, Kontextgebundenheit und Historizität jeder Form von Wissen. Der einem solchen Konzept inhärente Rückbezug auf Gesellschaft in all ihren Facetten ermöglicht vielfältige empirische Umsetzungen in einer Vielzahl möglicher Felder. Der mit dem kulturtheoretischen Argumentieren mit Wissen zugleich einhergehende (selbst-)reflexive Modus des Denkens und Forschens erweist sich zudem als eine zukunftsadäquate Haltung, nicht nur im Dasein als Kulturwissenschaftler*in.

Literatur

* Literaturempfehlungen

- Appadurai, Arjun (2013): *The future as cultural fact. Essays on the global condition*. London.
- Ash, Mitchell G. (2000): Räume des Wissens – was und wo sind sie? Einleitung in das Thema. In: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 23: 235–242.
- Ash, Mitchell G. (2002): Wissenschaft und Politik als Ressourcen für einander. In: Bruch, Rüdiger vom (Hg.): *Wissenschaften und Wissenschaftspolitik – Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts*. Stuttgart: 32–51.
- Ash, Mitchell G. (2010): *Wissenschaft und Politik. Eine Beziehungsgeschichte im 20. Jahrhundert*. In: *Archiv für Sozialgeschichte* 50: 11–46.
- * Barth, Frederik (2002): *An Anthropology of Knowledge*. In: *Current Anthropology* 43: 1–18.
- Bauer, Susanne/Heinemann, Torsten/Lemke, Thomas (Hg.) (2017): *Science and Technology Studies. Klassische Positionen und aktuelle Perspektiven*. Berlin.
- Beck, Stefan (2000): *Rekombinante Praxen. Wissensarbeit als Gegenstand der Europäischen Ethnologie*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 96: 218–246.
- Beck, Stefan (2009): *Die Mobilisierung von Erfahrung. Anmerkungen zu Translationen para-ethnografischen Wissens*. In: Dietzsch, Ina/Kaschuba, Wolfgang/Scholze-Irrlitz, Leonore (Hg.): *Horizonte ethnografischen Wissens. Eine Bestandsaufnahme*. Wien: 221–238.
- Beck, Stefan (2010): *Anmerkungen zu einigen Problemen der Begriffe Wissen, Ordnung, und Gesellschaft – und deren Kombina(-rhe-)torik*. In: Reinecke, Christiane u. a.: *Wissen und soziale Ordnung. Eine Kritik der Wissensgesellschaft. Mit einem Kommentar von Stefan Beck (Working Paper des Sonderforschungsbereiches 640 „Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel“, 1)*. Berlin: 17–25.
- Beck, Stefan/Niewöhner, Jörg/Sørensen, Estrid (Hg.) (2012): *Science and Technology Studies. Eine sozialanthropologische Einführung*. Bielefeld.
- Boie, Jenni (2013): *Volkstumsarbeit und Grenzregion. Volkskundliches Wissen als Ressource ethnischer Identitätspolitik in Schleswig-Holstein 1920–1930*. Münster u. a.

- Brandt, Christina (2017): Kulturwissenschaften und Wissenschaftsgeschichte. In: Sommer, Marianne u. a. (Hg.), *Handbuch Wissenschaftsgeschichte*. Stuttgart: 92–106.
- Braun, Rudolf (1970): *Sozio-kulturelle Probleme der Eingliederung italienischer Arbeitskräfte in der Schweiz*. Zürich-Erlenbach.
- Bryant, Rebecca/Knight, Daniel M. (2019): *The Anthropology of the Future*. Cambridge.
- Burke, Peter (²2014a): *Papier und Marktgeschrei. Die Geburt der Wissensgesellschaft*. Berlin [Erstausgabe 2000].
- Burke, Peter (2014b): *Die Explosion des Wissens. Von der Encyclopédie bis Wikipedia*. Berlin.
- Bürkert, Karin (2015): *Fastnacht erforschen. Zur Herstellung und Vermittlung von Kulturwissen (1961–1969)*. Tübingen.
- Cerutti, Mauro (2005): *La politique migratoire de la Suisse 1945–1970*. In: Hahnig, Hans (Hg.): *Histoire de la politique de migration, d'asile et d'intégration en Suisse depuis 1948*. Zürich: 89–134.
- D'Amato, Gianni (2012): *Die durchleuchtete, unsichtbare Arbeitskraft. Die italienische Einwanderung in die Schweiz in den 50er Jahren*. In: Buomberger, Thomas/Pfrunder, Peter (Hg.): *Schöner leben, mehr haben. Die 50er Jahre in der Schweiz im Geiste des Konsums*. Zürich: 237–252.
- Davidovic-Walther, Antonia/Fenske, Michaela/Keller-Drescher, Lioba (Hg.) (2009): *Volkskundliches Wissen. Akteure und Praktiken*. Berlin.
- * Dietzsch, Ina/Kaschuba, Wolfgang/Scholze-Irrlitz, Leonore (Hg.) (2009): *Horizonte ethnografischen Wissens. Eine Bestandsaufnahme*. Köln u. a.
- Dippel, Anne (2019): *Die Schraube, der Marder und der Bug. Zeitlichkeit und Materialität im Experimentieren am Beispiel ethnografischer Feldforschung über Physik*. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 115: 7–26.
- Espahangizi, Kijan (2019): *The „Sociologic“ of Postmigration. A Study in the Early History of Social Research on Migration and Integration in Switzerland, 1960–73*. In: Lüthi, Barbara/Skenderovic, Damir (Hg.): *Switzerland and Migration. Historical and Current Perspectives on a Changing Landscape*. London: 33–59.
- Fenske, Michaela (2006): *Mikro, Makro, Agency. Historische Ethnografie als kulturanthropologische Praxis*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 102: 151–177.
- Fleck, Ludwik (1935): *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*. Basel.
- Fleck, Ludwik (1983): *Erfahrung und Tatsache. Gesammelte Aufsätze*. Frankfurt a. M. [Erstausgabe 1947].
- Foucault, Michel (1973): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a. M. [Erstausgabe 1969].
- Foucault, Michel (1974): *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt a. M. [Erstausgabe 1966].
- Friedrich, Markus/Zedelmaier, Helmut (2017): *Orte der Wissensproduktion: Bibliothek und Archiv*. In: Sommer, Marianne/Müller-Wille, Staffan/Reinhard, Carsten (Hg.): *Handbuch Wissenschaftsgeschichte*. Stuttgart: 265–275.
- Göderle, Wolfgang/Pfaffenthaler, Manfred (Hg.) (2018): *Dynamiken der Wissensproduktion. Räume, Zeiten und Akteure im 19. und 20. Jahrhundert*. Bielefeld.
- Gottschalk-Mazouz, Niels (2007): *Was ist Wissen? Überlegungen zu einem Komplexbegriff an der Schnittstelle von Philosophie und Sozialwissenschaften*. In: Ammon, Sabine (Hg.): *Wissen in Bewegung. Vielfalt und Hegemonie in der Wissensgesellschaft*. Weilerswist: 21–40.
- Greverus, Ina-Maria (1966): *Anpassungsprobleme ausländischer Arbeiter. Ziele und Möglichkeiten ihrer volkswissenschaftlichen Erforschung*. In: Bausinger, Hermann (Hg.): *Populus revisus. Beiträge zur Erforschung der Gegenwart*. Tübingen: 123–143.

- Gyr, Ueli (1980): „...mit Bezug auf...“. Einblicke in die Forschungs- und Lehrtätigkeit des Volkskundlers Arnold Niederer. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 76: 3–76.
- Hartmann, Andreas/Murawska, Oliwia (Hg.) (2015): Representing the Future. Zur kulturellen Logik der Zukunft. Bielefeld.
- Holenstein, André/Kury, Patrick/Schulz, Kristina (2018): Schweizer Migrationsgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Baden.
- Hölscher, Lucian (2016): Die Entdeckung der Zukunft. Göttingen.
- Imeri, Sabine (2019): Wissenschaft in Netzwerken. Volkskundliche Arbeit in Berlin um 1900. Berlin.
- Ingendahl, Gesa/Keller-Drescher, Lioba (2010): Historische Ethnografie. Das Beispiel Archiv. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 106: 241–263.
- Jacobeit, Wolfgang/Lixfeld, Hannjost/Bockhorn, Olaf (Hg.) (1994): Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wien u. a.
- Kaschuba, Wolfgang (2015): Vom Wissen der Städte. Urbane Räume als Labore der Zivilgesellschaft. In: ders./Kleinen, Dominik/Kühn, Cornelia (Hg.): Urbane Aushandlungen. Berlin: 13–29.
- Kaschuba, Wolfgang u. a. (2009): Volkskundliches Wissen und gesellschaftlicher Wissenstransfer: zur Produktion kultureller Wissensformate im 20. Jahrhundert. In: Simon, Michael u. a. (Hg.): Bilder. Bücher. Bytes. Zur Medialität des Alltags. Münster u. a.: 183–199.
- Keller-Drescher, Lioba (2012): Fragment und Ereignis – Zu Bedingungen der Möglichkeit historischer Anthropologie. In: H-Soz-Kult, 26. Juni. Online abrufbar unter: <http://www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-1812> [16.06.2020].
- Keller-Drescher, Lioba (2013): Sammeln, Horten, Verhandeln. Der Wissensschatz als Ressource. In: Jöhler, Reinhard u. a. (Hg.): Kultur_Kultur. Denken. Forschen. Darstellen (38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen vom 21. bis 24. September 2011). Münster u. a.: 122–130.
- * Keller-Drescher, Lioba (2017): Vom Wissen zur Wissenschaft. Ressourcen und Strategien regionaler Ethnografie (1820–1950). Stuttgart.
- Keller-Drescher, Lioba (2020): Sammlungen als Handlungen verstehen. Die württembergische Landesstelle für Volkskunde als Beispiel. In: Bauer, Katrin/Hänel, Dagmar/Leßmann, Thomas (Hg.): Alltag sammeln. Perspektiven und Potentiale volkskundlicher Sammlungsbestände. Münster/New York: 65–76.
- Kienitz, Sabine (2012): Von Akten, Akteuren und Archiven. Eine kleine Polemik. In: H-Soz-Kult, 26. Juni. Online abrufbar unter: <http://www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-1867> [16.06.2020].
- Knoblauch, Hubert (2014): Wissenssoziologie. Konstanz/München [Erstausgabe 2005].
- * Knoblauch, Hubert (2019): Wissen. In: Hinrichsen, Jan/Jöhler, Reinhard/Ratt, Sandro (Hg.): Katastrophen/Kultur. Beiträge zu einer interdisziplinären Begriffswerkstatt. Tübingen: 167–182.
- Knorr-Cetina, Karin (1981): The Manufacture of Knowledge. An Essay on the Constructivist and Contextual Nature of Science. Oxford.
- Knorr-Cetina, Karin (2002): Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen. Frankfurt a. M. [Erstausgabe 1999].
- Koch, Gertraud/Warneken, Bernd Jürgen (Hg.) (2012): Wissensarbeit und Arbeitswissen. Zur Ethnografie des kognitiven Kapitalismus. Frankfurt a. M./New York.
- Köchy, Kristian (2017): Orte der Wissensproduktion: Feld. In: Sommer, Marianne/Müller-Wille, Staffan/Reinhard, Carsten (Hg.): Handbuch Wissenschaftsgeschichte. Stuttgart: 255–265.

- Kocyba, Hermann (2004): Wissen. In: Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hg.): *Glossar der Gegenwart*. Frankfurt a. M.: 300–306.
- Kuhn, Konrad J. (2015): „Beschauliches Tun“ oder europäische Perspektive? Positionen und Dynamiken einer volkscundlichen Kulturwissenschaft in der Schweiz zwischen 1945 und 1970. In: Moser, Johannes/Götz, Irene/Ege, Moritz (Hg.): *Zur Situation der Volkskunde 1945–1970. Orientierungen einer Wissenschaft zur Zeit des Kalten Krieges*. Münster u. a.: 177–203.
- Kuhn, Konrad J. (2016): Ressource „Volkskultur“. Karrieren eines Konzepts zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit in der Schweiz. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 27: 67–91.
- * Kuhn, Konrad J. (2018): „Gegenwartsprobleme“ und Politikberatung. Zur gesellschaftspolitischen Dimension der Volkskunde zwischen 1960 und 1980. In: Rolshoven, Johanna/Schneider, Ingo (Hg.): *Dimensionen des Politischen. Ansprüche und Herausforderungen der Empirischen Kulturwissenschaft*. Berlin: 213–226.
- Kuhn, Konrad J. (2019): Fairer Handel und Do-it-Yourself als Zukunftspraxen. Perspektiven auf Bedeutungen und Praktiken „alternativen Wirtschaftens“. In: Braun, Karl u. a. (Hg.): *Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Marburg: 223–233.
- Kuhn, Thomas S. (1962): *The Structure of Scientific Revolutions*. Chicago.
- Kury, Patrick (2003): *Über Fremde reden. Überfremdungsdiskurs und Ausgrenzung in der Schweiz 1900–1945*. Zürich.
- Latour, Bruno (1987): *Science in Action. How to follow scientists and engineers through society*. Cambridge.
- Latour, Bruno (2002): *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*. Frankfurt a. M.
- Latour, Bruno/Woolgar, Steve (1986): *Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts*. Princeton [Erstausgabe 1979].
- Lengwiler, Martin (2012): Undiszipliniert und prägend. Die Sozialgeschichte in der schweizerischen Historiographie des 20. Jahrhunderts. In: Maeder, Pascal/Lüthi, Barbara/Mergel, Thomas (Hg.): *Wozu noch Sozialgeschichte? Eine Disziplin im Umbruch*. Göttingen: 5–87.
- Liburkina, Ruzana/Niewöhner, Jörg (2017): Laborstudien. In: Bauer, Susanne/Heinemann, Torschten/Lemke, Thomas (Hg.): *Science and Technology Studies. Klassische Positionen und aktuelle Perspektiven*. Berlin: 173–197.
- Maase, Kaspar (2001): Das Archiv als Feld? Überlegungen zu einer historischen Ethnographie. In: Eisch, Katharina/Hamm, Marion (Hg.): *Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse*. Tübingen: 255–271.
- Matter, Max (2011): Migration, Integration und Zuwanderungsminderheiten als Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. In: Jöhler, Reinhard/Matter, Max/Zinn-Thomas, Sabine (Hg.): *Mobilitäten. Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung*. Münster u. a.: 30–39.
- Müllli, Michael (2016): Kontingenzierung von Migration. Zur Soziologie einer Regierungstechnik. In: Criblez, Lucien/Rothen, Christina/Ruoss, Thomas (Hg.): *Staatlichkeit in der Schweiz. Regieren und Verwalten vor der neoliberalen Wende*. Zürich 2016: 171–192.
- Niederer, Arnold (1969a): *Überfremdung und Fremdarbeiterpolitik*. St. Gallen.
- Niederer, Arnold (1969b): Zur gesellschaftlichen Verantwortung der gegenwärtigen Volksforschung. In: Foltin, Hans-Friedrich/Greverus, Ina-Maria/Schwebe, Joachim (Hg.): *Kontakte und Grenzen. Probleme der Volks-, Kultur- und Sozialforschung. Festschrift für Gerhard Heilfurth zum 60. Geburtstag*. Göttingen: 1–11.

- Niederer, Arnold (1967): *Unsere Fremdarbeiter – volkskundlich betrachtet* (Wirtschaftspolitische Mitteilungen). Zürich.
- Niewöhner, Jörg/Kehl, Christoph/Beck, Stefan (2008): *Wie geht Kultur unter die Haut? Emergente Praxen an der Schnittstelle von Medizin, Lebens- und Sozialwissenschaft*. Bielefeld.
- Polanyi, Michael (1985): *Implizites Wissen*. Frankfurt a. M.
- Reckwitz, Andreas (2004): Die Kontingenzzperspektive der ‚Kultur‘. Kulturbegriffe, Kulturtheorien und das kulturwissenschaftliche Forschungsprogramm. In: Jaeger, Friedrich/Rüsen, Jörn (Hg.): *Handbuch Kulturwissenschaften*. Bd. 3 (Themen und Tendenzen). Stuttgart/Weimar: 1–20.
- Rheinberger, Hans-Jörg (2001): *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese*. Göttingen.
- Rheinberger, Hans-Jörg (2017): Historische Epistemologie. In: Sommer, Marianne/Müller-Wille, Staffan/Reinhard, Carsten (Hg.): *Handbuch Wissenschaftsgeschichte*. Stuttgart: 32–45.
- Sanjek, Roger (Hg.) (1990): *Fieldnotes. The Making of Anthropology*. New York.
- Sarasin, Philipp (2011): Was ist Wissensgeschichte? In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 36: 159–172.
- Schmidt, Andreas (1997): Die Entdeckung des Fremden. Italienerinnen und Italiener in Baden. In: *Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg* 7: 127–137.
- Schmoll, Friedemann (2009): Die Vermessung der Kultur. Der „Atlas der deutschen Volkskunde“ und die Deutsche Forschungsgemeinschaft 1928–1980. Stuttgart.
- Schneider, Franka (2015): Tracht als Karteikarte. Zur relationalen Materialität von Museumsdingen. In: Braun, Karl/Dietrich, Claus-Marco/Treiber, Angela (Hg.): *Materialisierung von Kultur. Diskurse – Dinge – Praktiken*. Würzburg: 527–533.
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1975): *Strukturen der Lebenswelt*. Neuwied.
- Simon, Michael (2005): Der Atlas der deutschen Volkskunde – Kapitel oder Kapital des Faches? In: Schmitt, Christoph (Hg.): *Volkskundliche Großprojekte. Ihre Geschichte und Zukunft*. Münster u. a.: 51–62.
- Skenderovic, Damir/D'Amato, Gianni (2008): Mit dem Fremden politisieren. Rechtspopulistische Parteien und Migrationspolitik in der Schweiz seit den 1960er Jahren. Zürich.
- Speich Chassé, Daniel/Gugerli, David (2012): Wissensgeschichte. Eine Standortbestimmung. In: *Traverse* 19: 85–100.
- Sutter, Ove u. a. (Hg.) (2020): *Planen. Hoffen. Fürchten. Zur Gegenwart der Zukunft im Alltag*. Münster/New York [im Erscheinen].
- Tanner, Jakob (2010): „Das Grosse im Kleinen“. Rudolf Braun als Innovator der Geschichtswissenschaft. In: *Historische Anthropologie* 18: 140–156.
- Tanner, Jakob (2015): *Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert*. München.
- Heesen, Anke te/Spary, Emma C. (Hg.) (2002): *Sammeln als Wissen*. Göttingen [Erstausgabe 2001].
- Vogel, Jakob (2004): Von der Wissenschafts- zur Wissensgeschichte. Für eine Historisierung der Wissensgesellschaft. In: *Geschichte und Gesellschaft* 30: 639–660.
- Weingart, Peter (2005): *Die Wissenschaft der Öffentlichkeit. Essays zum Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit*. Weilerswist.
- Welz, Gisela/Davidovic-Walther, Antonia/Weber, Anke S. (Hg.) (2011): *Epistemische Orte. Gemeinde und Region als Forschungsformate*. Frankfurt a. M.
- Wietschorke, Jens (2010): Historische Ethnografie. Möglichkeiten und Grenzen eines Konzeptes. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 106: 197–224.

Timo Heimerdinger,
Markus Tauschek (Hg.)

Kulturtheoretisch argumentieren

Ein Arbeitsbuch

Waxmann
Münster • New York